



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreißunddreißigster Jahrgang.

N^o. 13.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman
von

Hans Wachenhusen.

XV.

Eisenburg erhob sich mit einer Würde und Zufriedenheit, als habe er eben das beste Werk gestiftet, und trat hinaus. John blieb.

„Warum ist Wolf so reich und warum bin ich so bettelarm?“ fragte er, die Stirn in die Hand legend und mit großen Augen vor sich hinstarrend. „Was hat er gethan, um so den großen Herrn spielen zu dürfen! Und mit welcher Miene eines grand seigneur gestattete er mir, das Lumpengeld zu behalten, das ich in seinen Kleidern fand! Ich bin überzeugt, die junge Frau behandelt mich nur so von oben herab, weil sie weiß, daß ich ein . . . Lump bin! Ob ich Mitleid kenne, ob ich weich sei, fragte Der mich so eben . . . Zum Teufel, wo hätt' ich's gelernt in so harter Schule! Ich bin keines Menschen Freund, am wenigsten

der seinige mehr, der Alles hat, Geld und Gut, ein schönes Weib . . . die Hölle mag's ihm gönnen! . . . Dieser Eisenburg hat an mir den Rechten gefunden! Ich will doch gleich auf die schöne Frau einen günstigen Eindruck machen!“ Er trat in den Salon und stellte sich vor den Spiegel.

„Nein, nicht so! Mehr Kammerdiener der Gnädigen, bescheiden, anspruchslos, dienstfertig, keinen Blick mehr, der ihr etwas deuten könnte, was mir nicht geziemt! Sie soll mich mißverstanden haben! Die Freude, meinen alten, lieben Wolf wieder gefunden zu haben, die hat mich ver-



Die Hochstapler. Frau von Kerstowan — stellte Eisenburg Lucy diese vor. (S. 147.)

leiten können, den alten Ton anzuschlagen. Never mind! Das Uebrige findet sich!"

Wolf saß auf dem Verdeck in einem Wiegestuhl und blies zufrieden nach dem Frühstück seinen Cigarrenrauch in die Luft; Lucy saß ihm gegenüber, in einem Buch der Schiffsbibliothek lesend. Ihr zu Füßen lag der seegewohnte Kier, der stets an der Seite seiner neuen Herrin blieb. Beide schienen zufrieden. Auf dem Antlitz der jungen Frau lag ein himmlischer Friede; die zarte weiße Hand blätterte aber bei John's Erscheinen so schnell, daß sie dem Inhalt des Buches wenig Aufmerksamkeit schenken mochte. Die Ruhe nach all den Stürmen flößte ihr Behagen in's Herz und des Gatten sanftes, gefälliges Wesen hatte ihre Zweifel in die Zukunft verschluckt.

John trat zu ihnen und zog den Feldstuhl neben seinen Freund.

"Lieber Wolf," sagte er in bescheidenem Ton, "Du zürst mir doch nicht, daß ich..." Er blickte auf seine Kleidung.

"Dummes Zeug! Was sprichst Du da! Es machte mir ja Vergnügen, Dir gefällig zu sein! Wie kommst Du nur darauf?"

John fuhr sich mit der Hand über die Stirn und machte ein tieferstes Gesicht.

"Nun, mein Gott, ich hatte diese Nacht hindurch Zeit, einmal ruhig über mich nachzudenken!" Er warf einen Seitenblick auf Lucy, ob sie ihn höre, und bemerkte, wie Eschenburg sich scheinbar unaufmerksam mit einer Zeitung in der Hand hinter den Kajütenhals setzte. "Ich weiß nicht, ob es das Wiederbegegnen mit Dir war, ich bin seitdem so unzufrieden mit mir. Du stehst so glänzend da, und ich... Ich mache mir Vorwürfe, daß meine leidige Unruhe mich aus dem großen Bankhause in Buenos-Ayres trieb, wo es mir so wohl erging. Jeder sagte mir, ich habe bedeutende Anlage für den Kaufmannsstand, man machte mir große Anerbietungen, aber mich jagte es wieder auf das Wasser, und hintendrin sehe ich ein, daß ich auch da kein Glück und keine Befriedigung finde."

Wolf schaute ihn überrascht an; auch Lucy blickte theilnehmend auf.

"Ich bin deshalb jetzt entschlossen, den Seemannsdiens zu verlassen und mir eine Stellung auf festem Boden zu suchen. Aber wo finden! Ich habe Niemanden, der mich empfehlen könnte; man wird mich nach Zeugnissen fragen... Ich fühle mich recht unglücklich, seit ich endlich ernstlich mit mir zu Rathe gehe!"

John zeigte eine Zerknirschung, die wirklich ungeheuchelt erschien. Der große Mann saß da, die Hände in einander gelegt und wie beschämt vor sich niederblickend.

"Je näher ich unserem Ziele komme, desto banger wird mir," fuhr er fort. "Deiner Güte danke ich's zwar, daß ich für die nächsten Monate ohne Sorgen sein und mich anständig präsentiren kann, aber was dann?"

"Nun, nun!" rief Wolf. "Es wird sich ja auch für Dich etwas finden! Du bist gewandt in den Sprachen, wie ich sehe, kennst die Welt!"

John seufzte.

"Die Welt! Ja, was die mir nutzen wird!... Könn' ich in einem Börsengeschäft einen Platz finden, oder eine Verwaltung irgendwo übernehmen, namentlich wenn es sich um Kapitalien handelte! Ich hatte in Buenos-Ayres große Summen unter mir."

Wolf war sehr wortkarg; er sann vor sich hin, schüttelte den Kopf, nickte, überlegte wieder. Sein Freund that ihm leid, aber was konnte er für ihn thun, der mit der Welt in gar keinem Zusammenhang. Er blickte Lucy an und las auf ihrem Gesicht, daß sie nicht ganz theilnahmlos. Dennoch erwiderte sie seinen Blick mit einiger Besorgnis.

"Ich hatte heute Morgen schon so eine Idee, aber nur ganz flüchtig!" sagte er. "Ich habe sie wieder verworfen, sie kam mir nur so, als ich überlegte, wo ich mich hinwenden werde, seit es mit meinem Umherirren auch wohl ein Ende haben wird."

"Eine Idee hattest Du, Wolf?" John zuckte die Achsel, als sei ihm damit nicht geholfen.

"Wahrscheinlich war es auch mein Begegnen mit Dir, John, was mir unser altes Schloß in's Gedächtnis rief, an das ich so lange nicht mehr gedacht. Du begleitest mich Sonntags dahin, wenn ich die Eltern besuchte, und wir spielten auf den Dünen, suchten zur Ebbezeit Seekrebse und anderes Gethier, bis an den Leib in's Wasser watend."

"Ja, das waren andere Zeiten!" John blickte zum Himmel, er schielte dabei seitwärts auf die junge Frau, die das Buch in den Schooß hatte gleiten lassen. "Was wolltest Du mit Hangenstein?"

"Nun, ich dachte mir — aber ich hab's eigentlich gleich wieder aufgegeben — ich dachte daran, ob ich, da ich doch die Mittel dazu besitze, den riesigen Steinklumpen, der unser Familiensitz gewesen, nicht wiederherstellen sollte. Aber für dergleichen habe ich ja keinen Sinn, keine Ausdauer."

"Ja, ihr reichen Leute hab's nicht nöthig!" John schielte um Rath fragend zu Eschenburg hinüber. "Bauen und Wirtschaften, das wäre so meine Lust; große Ländereien verwalten, das muß eine schöne Beschäftigung sein!"

Wolf lachte vor sich hin.

"Die sind um Hangenstein alle verkauft worden, als es meinem Vater einmal schlecht ging! Auch der ganze Steinklumpen ist's am Ende nicht werth, so viel Geld noch daran zu wenden; und schließlich würde es mir zu langweilig da sein!"

"Nun, auch Du wirst Dich einmal nach Ruhe sehnen wie ich! Und was die Aeder betrifft, die ließen sich ja wieder erwerben, wenn man das Geld dazu hat. Wenn ich der Baron von Hangenstein wäre, ich müßte meinen Erbsitz haben... Aber darin ist ja der Geschmack verschieden."

"Du sprichst mir noch nicht von diesem Schlosse, Wolf!" sagte Lucy aufschauend.

"Was ist denn viel davon zu erzählen! Ich habe ja selbst nie daran gedacht und kann mir gar nicht vorstellen, wie der alte Kasten jetzt aussieht. Ich hörte nur gelegentlich, daß der Krüppel, der Han, als Onome oder Schloßkobold darin hauste; er muß auch schon alt geworden sein."

"Das ist er wohl! Also Der lebt auch noch?" rief John. "Ich habe, namentlich wenn es mir schlecht erging, recht sehnsüchtig an unsere heimische Küste gedacht. Es ist doch etwas Eigenthümliches um die Heimat, wenn man so draußen umher geworfen wird! Mir ist auch Alles hingestorben; ich weiß kaum, ob ich noch Angehörige habe! Ich will doch, wenn ich es möglich machen kann, mich einmal wieder daheim umsehen!"

"So? Also Du hättest wirklich Lust, John?" Wolf blickte ihn zweifelnd und lächelnd an. "Und würdest Du denn auch aushalten? Wenn man so in der großen weiten Welt zu sein gewöhnt ist..."

"Seht man sich nach dem Gegentheil!"

"Wir sprechen darüber! Was würdest Du sagen, Lucy, wenn Du eine Schloßherrin sein müßtest?"

"Du weißt, Wolf, ich will Alles, was Du willst!"

"Ich will's mir überlegen, John! Wenn wir uns auch trennen, Du wirst mich ja zu finden wissen."

Die Antwort schien Lucy's Zufriedenheit zu erregen. Wie bereitwillig sie auch anfangs John's Entschluß in sich selbst zugestimmt, es beunruhigte sie doch, daß er gerade in Wolf's Freundschaft seine Hilfe, sich sogar an seine Person zu klammern suchte.

Als er sich erhob, legte sie ihren Arm in den seinigen und begleitete ihn über das Deck.

"Wolf," sagte sie leise, "Du mußt ihm natürlich helfen, wenn er es ernst mit sich selber meint; es ist Deine Pflicht als Freund; aber willst Du mich hören, thue für ihn, was Du kannst, nur laß ihn von uns! Mir sagt mein Gefühl, daß es nicht gut so sein kann. Ich halte ihn nicht für aufrichtig, und wenn er es eben gewesen, ich zweifle an seiner Ehrlichkeit und seiner Fähigkeit zu werden, was er uns erzählte. Es ist meine erste Bitte, Wolf, seit wir verheiratet."

Er schüttelte mit seinem phlegmatischen Lächeln den Kopf über ihre Skrupel.

"Den sollte doch Niemand besser kennen als ich," sagte er zuversichtlich. "Ich denke wirklich im Ernst daran, das Schloß wieder herzustellen, wenn mir nicht was Anderes noch einfallen wird, und dazu brauche ich einen Menschen, auf den ich mich verlassen kann. Später kann er sich ja was Anderes suchen. Aber sprechen wir jetzt nicht davon!"

John hatte argwöhnisch den Beiden nachgeblickt. Er traute der jungen Frau nicht, die ihn vielleicht durchschaut hatte.

"Unsere Klippe ist das junge Weib," flüsterte ihm Eschenburg zu, der eben in seine Nähe getreten. "Ich habe sie beobachtet, während sie Ihnen da zuhörte. Benützen Sie Ihre Zeit und suchen Sie ihn zu einem Versprechen zu bringen. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir Beide ihr nicht gewachsen wären."

John kreuzte die Arme auf der Brust, lehnte sich an die Zeltstange und blickte tiefsinnig vor sich nieder, als Wolf mit Lucy auf ihrer Promenade zurückkehrte. Heimlich, mit halb geschlossenen Wimpern schaute er dem schlanken, schönen Weibe nach.

"Ich hab's vielleicht beim ersten Begegnen dumm angefangen," murmelte er, "aber wir werden sehen, wer des Andern Meister!"

Erst am letzten Tage gab Eschenburg die Zurückhaltung auf, mit welcher er dem jungen Ehepaar begegnet. Er suchte intimere Unterhaltung mit Wolf und die Gelegenheit, Lucy Aufmerksamkeiten zu erweisen.

"Wie so wenig der Mensch doch Herr seines Willens und seiner Pläne ist!" sagte er lächelnd, sich Wolf gegenüber auf dem Schaukelstuhl wiegend. "Da war es meine Absicht, südwärts zu steuern, und das Schicksal lenkt mich in entgegengesetzter Richtung; eine Depesche, die ich kurz vor der Abfahrt des Schiffes erhielt, ruft mich nach Deutschland. Es ist des Unglücks Gewohnheit, immer paarweise zu gehen; kaum habe ich den einen großen Verlust überwunden, so droht mir ein anderer. Ich glaubte, ein bedeutendes Kapital in der solidesten Weise angelegt zu haben, und gerade dieß sehe ich gefährdet. Ich will hoffen, daß Sie glücklicher sind, Herr von Hangenstein. Ich sehe Sie so sicher und sorglos, während doch der Besitz erst die Sorgen macht."

Wolf schien ungern auf diesen Gegenstand einzugehen.

"Ich muß gestehen," sagte er zerstreut, "ich bin in Geldsachen ein sehr unpraktischer und unerfahrener Mensch. Wie nach des Vaters Tode das Erbe auf mich kam, steht es noch bei einem Bankhause, ich reise mit den Kreditbriefen desselben; die Abrechnung, die es mir jährlich zweimal übersendet, findet mich oft erst Monate später, und gewöhnlich fehlt mir auf der Reise die Lust und die Zeit, sie anzusehen."

"Bei einem Bankhause... O!" Eschenburg verlenkte sich in trübe Gedanken. "Bankhäuser falliren, ihre Chefs verschwinden!" sagte er für sich, aber doch verständlich ge-

nug. "Das Haschen nach außerordentlichem Gewinn sucht auch die Ehrlichkeit, und wie leicht wird ein ehrlicher Mann zum Schelm! Der Grundbesitz ist die einzige Garantie, aber auch diesen können Erdbeben erschüttern, Wüsthums zerstört die Ernten — und dennoch kann ihn Niemand uns stehlen... Herr von der Necken erzählte mir von Ihrem Stammschloß, es soll an der Küste der Northe liegen."

"Ein alter Steinklumpen, in dem vielleicht schon die Dohlen und Eulen haufen! Mein Freund John fand das sehr romantisch."

"Muß allerdings hoch interessant sein, so eine steinerne Familientradition! Seit Sie verheiratet sind, wird sie ja auch bei Ihnen mehr der Sinn für eine ruhige Lebensweise finden... Ich warne nur vor den Bankhäusern. Diese Bequemlichkeit, die sie uns bereiten, indem sie sie für ein Bruchtheil von Prozents mit den Sorgen der Verwaltung belasten, zahlen wir oft mit unserer ganzen Habe... O, man muß gebrannt sein, um das Feuer so zu schmecken wie ich! Sie sind noch ein junger Mann, Ihnen steht — Gott behüte Sie! — vielleicht auch noch manche Erfahrung bevor!"

"Sie machen mir bange, Herr von Eschenburg!" lachend Wolf, doch nicht, ohne einen Eindruck dieser Rede zu empfinden.

"Ich sage: Gott behüte Sie!... Aber hören Sie mich auf mich! Ich bin mißtrauisch und misanthropisch geworden. Gelingt es mir, in Berlin ohne Schaden davonzukommen, so will ich mich auch einmal wieder dem ruhigen Genusse hingeben. Ich hatte zwar, wie Sie wissen, ganz andere Pläne, aber man muß nichts überstürzen... Werde ich das Vergnügen haben, Sie dort sehen zu dürfen? Irr ich nicht, so sagte mir die Gnädige, sie suche zunächst im Schwester dort? Ich bin nicht fremd da, aber es fällt mir an Familienbekanntschaften und ich würde mich glücklich schätzen, könnte ich als Freund Ihres seligen Vaters, und wenn ich den Ausdruck wagen darf, als der Ihrige..."

"O, auch Lucy wird gewiß erfreut sein!... Ich gehe Ihnen, daß ich selbst am Familienleben erst werde Geschmack finden müssen, da ich für dasselbe so ganz verdothen bin."

"Mit einer so reizenden Gefährtin!... Die Stunden unseres Zusammenseins sind nur noch kurz, Herr von Hangenstein, aber ich werde mich für diese Trennung schadlos halten wissen. Ich bedauere auch, von Ihrem Freund Herrn van der Necken, so bald scheiden zu müssen; ich habe in ihm eine au fond edel veranlagte, nur von wechselnden und wohl nicht immer durch Glück begünstigtem Leben in Kurze etwas unsicher gemachte Natur gefunden, der die bessere Richtung wieder zu geben namentlich eine dankbare Freundschaft sein würde. Darf ich indiskret sein, so scheint es mir, als sehe er große Hoffnung auf Ihre reiche Hand."

"Was ich thun kann für ihn..." Wolf fühlte, daß Eschenburg's Worte recht weich gestimmt, wirklich die Absicht, sich John's anzunehmen.

"Er sprach sich gestern Abend recht bekümmert gegen mich aus. Die Thränen standen ihm in den Augen, als er erzählte, wie seine jugendliche Unruhe ihn immer getrieben habe, das Rechte zu verkennen, wie er namentlich tief in reue, dem Chef des großen Kaufmannshauses in Buenos-Ayres mit Undank gelohnt zu haben; aber es scheint — er spricht sich nicht darüber aus — eine häßliche Tochter im Spiel gewesen zu sein. Die Sache macht seiner Eigennützigkeit alle Ehre, aber er hätte lieber seinen Theil im Auge behalten sollen... Doch vergehen Sie, daß ich mich in Dinge mische..."

"Im Gegentheil, ich danke Ihnen für Ihr Interesse!" Wolf nahm seine Hand und preßte sie. "Ich werde meinen Freunde sagen, er solle mich in Berlin aufsuchen; ich muß ja selbst erst wissen, wo ich mein Dach finden werde, und versichere Sie, das macht mir noch Kopfschmerzen. Aber ich werde auch Sie ja dort sehen und mich freuen, unsere Bekanntschaft fortzusetzen... Dort kommt meine Frau, Sie entschuldigen mich!"

"Jetzt schmieden Sie das Eisen!" flüsterte Eschenburg John zu, als er ihn am Vordersteven fand. "Wann macht ist es von mir! In einer Stunde sind wir in Mar seille!... Sie wissen, was Sie zu thun haben; vergehen Sie nicht meine Instruktion," fuhr er fort, als John heimlich die Hand drückte. "Ich muß mich vorläufig ein wenig fern, wenigstens im Hintergrund halten, aber das Wild ist von mir aufgestöbert, an Treibern soll es die rechten Zeit nicht fehlen. Ich will sehen, ob Sie, der Sie mir von Ihren Jagden in den Prärien erzählt, wirklich ein guter Jäger sind!"

XVI.

Die Kunst einer glücklichen Ehe liegt in der Erkenntnis der eigenen Schwächen und dem guten Willen, die des Andern zu entschuldigen. Wolf, als er sich so schnell ein schloß, das schöne, verlassene Mädchen an sich zu fesseln, hatte sich von der Ehe gar keine Vorstellung gemacht; er hatte sie wie ein Kinderspiel betrachtet, und als er erfuhr, was sie sei, fand er in ihr selbst für seine breiten Schultern eine Last, die nur Der zu tragen versteht, der die Geheimnisse des Schwerpunkts kennt.

Er hatte Lucy gern und hätte sich nicht wieder von ihr trennen mögen; er vermischte sie, wenn sie nicht bei ihm, und fand sich doch beengt und beschwert, wenn sie zugegen. Er wollte nicht beschränkt und gehindert sein in Allem, was er

ihm die Lust anwandte und was gewöhnlich eine absolute Selbstständigkeit voraussetzte, und fühlte dennoch, wenn er so handeln wollte, das Bedürfnis, den Wunsch seiner jungen Frau zu hören.

Das verdroß ihn und füllte doch zugleich die Lücke aus, die er früher oft empfunden, wenn er überhaupt nicht gewußt, was er wollte und mit sich anfangen sollte. Hätte er wenigstens einen Willen gegen sich gefunden, um dann recht zu thun, was derselbe nicht wollte! Aber Lucy hatte ihn bald erkannt, sie billigte ihm gegenüber selbst, was sie nicht rathsam schien, und wenn er ihr grollte, warum sie ihm nicht abgerathen, lächelte sie, ihm andeutend, daß er ja schon beschlossen und halb gehandelt, ehe er ihr Mittheilung gemacht.

Seine Unzufriedenheit mit sich entsproß eben dem Uebelstand, daß es nichts gab, was ihn beschäftigen konnte. Er war Seemann auf dem Lande und Landmann auf dem Wasser, das heißt: fuhr er mit Lucy während der ersten Monate seiner Ehe von einem Hafen zum andern, so verwünschte er die Langeweile auf dem Schiff, und reiste er mit ihr von Hotel zu Hotel, so waren ihm die Wände zu eng und ihm passierte es, daß er im Zimmer mit einem angezogenen Bein ging wie auf dem Schiffsdeck. Das Seeleben sei ihm gemein, meinte er oft, aber es sei jetzt aus damit, es habe ihn in eine Sackgasse geführt.

Es gab namentlich während des Aufenthalts im südlichen Italien ganze Tage, an welchen ihn Alles ärgerte. Lucy störte ihn nicht; sie fand ihre stille Beschäftigung. Er wand und sehte wohl mit einem kleinen Kausch heim — ein Beweis, daß er viel getrunken — und vermied seine Gattin. Am nächsten Morgen aber überraschte er sie mit theuren Geschenken aus den Modemagazinen, über die sie den Kopf schüttelte, ihm vorwerfend, daß das thöricht sei, denn sie liebe ja nicht den übertriebenen Luxus. Darauf kam er über andere Aufmerksamkeit, führte sie auf die Promenaden und hatte seinen Aerger wieder daran, daß Lucy von allen Vorübergehenden angefaßt wurde, daß die jungen Elegants ihnen folgten. An der Hoteltafel verdroß es ihn, daß die Gäste Meßer und Gabel vergaßen und Lucy anstarrten; im Theater fand er keine Ruhe, kein Schagen vor all' den Operngläsern, die sich auf seine Loge richteten, und Lucy folgte ihm doch nur auf seinen Willen, wohin er sie führte; sie hatte keine eigenen Wünsche und sehte sich nur nach einem Ruhepunkt.

„Weißt Du denn gar nichts, was Du von mir verlangen möchtest?“ fragte er endlich. „Ich kann ja doch nicht wissen, was Du eigentlich willst, wenn Du nicht sprichst! All' die schöne, kostbare Toilette liegt unberührt da, und Du bist doch ein Weib!“

„Wenn Du mir etwas zuliebe thun willst, laß mich meine Schwester aufsuchen!“ bat sie endlich, und Wolf lächelte bereitwillig ihre Hand. Das war doch ein Wunsch, an Wille von ihr.

Lucy dankte ihm dieß durch eine Zärtlichkeit, die ihm wohlthat und ihn immer wieder mit sich versöhnte. Es war eine Last, dieses Eheleben, aber doch eine schöne, tröstete er sich, und man reiste vom Süden Italiens gen Norden.

In Florenz gerieth er unvermeidlich in die große Fremdenkolonie, welche der Winter dort sammelt, und — Eichenburg, von dem er sich in Marseille getrennt, trat zu seiner Überraschung an der Seite einer hübschen jungen Frau in Halbtrauer auf der Promenade der Cascinen auf ihn zu.

„Welch' eine Freude für mich!“ rief Eichenburg, ihm die Hand drückend und Lucy mit kaltem, höflichem Artigkeit begrüßend. „Sie sehen, wie es den Menschen immer wieder an die Brandstätte seines Glückes zurückzieht!“ rief er trübe lächelnd.

„Hier verlor ich den größten Theil meiner Habe, wie ich Ihnen erzählte, aber die gütige Hand der Vorsehung sandte mir auch gerade hieher einen Trost, indem sie mich meine lebenswürdige Nichte — Frau von Kerstowan stellte — Lucy diese vor — wieder finden ließ, die nach einjähriger glücklicher Ehe ihren Gatten verloren und auf dem Wege nach Sorrent zu einer Freundin war. . . O mein theurer Freund,“ fuhr er fort, an Wolf's Seite die Promenade fortgehend, während die junge Dame, sich an Lucy anschließend, voranschritt, „erst der Umgang mit einem sinnigen, zartfühlenden Weibe lehrt uns den Werth des Lebens kennen! Ich gesehe, daß ich jetzt erst einsehe, wie kalt und freudlos das meinige bisher gewesen, als ich, die ich fliehend, durch die Welt lief, und ich traure bei dem Gedanken, so bald wieder allein meines Weges ziehen zu sollen, um endlich meine Augen eine theilnehmende Seele zu schließen. Aber das ist ja eben einmal das Loos des alten Junggesellen, der seine Zeit nicht wahrgenommen. . . Wie glücklich ich Sie preise! Sie thaten recht, so ohne lange Ueberlegung in die Ehe hinein zu springen! Ich hörte erst gestern an der Lippe eine Dame, die aus Neapel kam, von der Schönheit und der Lebenswürdigkeit Ihrer Gattin sprechen. Sie müssen glücklich sein!“

Eichenburg sprach mit einer Emphase, die Wolf an ihm früher nicht gewahrt. Er lächelte; es war ihm ein Bedürfnis, sagen zu hören, daß er glücklich sei, er blickte mit Stolz auf Lucy's Gestalt. Es erschien ihm immer so unentbehrlich, daß Andere den Werth der Frauen viel höher schätzten als er, dem der Herzensnerv für die Liebe fehlte, der sich oft genug hatte bekennen müssen, er habe Lucy nur geschätzt, weil sie sich hatte von ihm trennen wollen, weil er — sie keinem Andern gegönnt.

Er antwortete nicht auf Eichenburg's Rede; was ging es den an, ob er glücklich sei, er fühlte nur eine gewisse

Wärme in sich, eine Befriedigung, daß Andere so von ihm dachten.

„Sie verweilen in Florenz?“ fragte er. „Keineswegs; ich will nach Deutschland zurück, sobald Frau von Kerstowan ihre Reise fortsetzt. Vielleicht überrede ich sie, ihrem alten Oheim zu folgen und ihm seine Vereinsamung erträglich zu machen. Sie ist unabhängig, hat einiges Vermögen; es wäre aber schade, wenn ein so hübsches, pitantes junges Weib sich nicht noch entschloße, einen Andern glücklich zu machen, und den finde ich sicher. Ich würde hoch erfreut sein, wenn sie die Sympathie Ihrer Gattin zu gewinnen vermöchte. . . wenigstens für unser kurzes Beisammensein.“

Wolf fand in der That die Frau von Kerstowan recht interessant, und Lucy's Blick deutete ihm, daß auch sie Interesse für dieselbe empfinde. Die junge Wittwe war eine ganz hübsche Brünnette; sie schlug die langen Wimpern der tiefdunklen Augen so sanft und freundlich auf, um die zierlich geformte Nase und die etwas bleichen Lippen hatte sich ein Zug von Melancholie gelegt, der höchst anziehend; ihre schöne, schlankte Gestalt zeigte Anmuth, ihre Bewegungen verriethen eine gute Erziehung, vielleicht auch eine zu strenge Selbstüberwachung, die Lucy auf Rechnung ihres Wittwenstandes setzte.

Frau von Kerstowan hatte ihr erzählt, daß sie eine geborene Süddeutsche, daß ihr Gatte ein Ungar gewesen, mit dem sie unendlich glücklich gelebt, daß sie das Gut desselben in Tokai verlassen, als dasselbe verkauft werden sollte, und, mit einer kleinen, ihren Ansprüchen vollaus genügenden Rente ohne Sorge lebend, eine Freundin aufsuche, um in deren Gesellschaft zu vergessen, daß sie eine Unglückliche sei. Ihr Oheim, Baron von Eichenburg, den sie durch Zufall hier getroffen, suche sie zu bewegen, mit ihm nach Deutschland zu gehen, doch sei sie hiezu nicht entschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Fischmarkt in Honfleur.

(Bild S. 149.)

Honfleur liegt Havre gegenüber an der Seinemündung; es ist ein hübsches Schiffer- und Hafenstädtchen, umgeben von hohen Felsen, an welchen die Bogen des Kanals heftig branden. Die Bevölkerung ist spezifisch normännisch, kräftige Gestalten mit blonden Haaren, frischen Farben und blauen Augen, kluge, arbeitssame Menschen von einfachen Sitten und freundlichem Wesen. Die Frauen sind größer von Gestalt als die Französinen im Allgemeinen und zeichnen sich durch beinahe holländische Sauberkeit aus. Wenn sie mit ihren blendendweißen großen Hauben über die Straßen gehen, die blühenden Gesichter umrahmt von den steifen Spigen der originellen Kopfbedeckungen, die große Lachhülle sauber und doch solet um das geblühte Kleid gebunden, die Hüfte in schwarzen Holzschuhen stehend, so macht dieß einen originellen und doch angenehmen Eindruck, denn es ist nichts Ersticktes und nichts Plumpes in ihrer Erscheinung. Die Fischerfrauen tragen eigenthümliche Baumwollmäntel; sie bieten die auf der täglichen Fischauktion gekauften Fische dann auf dem Markte aus und dahin führt uns das Bild Seite 149. Wir sind hier eingetreten in einen „Stand“ und erblicken einen Seebadegast — denn Honfleur wird von Pariser und Engländern mit Vorliebe als stille und nicht theure Sommerfrische besucht — den Mittagbedarf einkaufen. Das schmutze Dienstmädchen scheint eine Südfranzösin in der gut kleidenden Tracht der Normandie zu sein. Die Fischweiber jedoch sind Muster ihrer Gattung, die nicht viel mit sich handeln lassen und stolz auf ihre Rechtlichkeit und ihre guten Waaren sind.

Karl Millöcker.

Der Schöpfer des „Bettelstudent“.

(Portrait S. 152.)

Wer kennt nicht die Operette: „Der Bettelstudent“, sie gehört unstrittig zu den volkstümlichsten Musikschöpfungen unserer Tage und verschaffte dem Komponisten mit einem Schlage einen allbekannten Namen. Es ist Karl Millöcker durchaus nicht so leicht geworden durchzudringen; er mußte mit manderlei Mißgeschick kämpfen und viel arbeiten, unablässig weiterstreben, bevor seine Arbeiten belohnt wurden. Karl Millöcker ward geboren zu Wien am 29. April 1842; vierzehn Jahre alt gelangte er an das Konservatorium der Musik, um sich auf dem Instrumente, für das er Vorliebe hatte, der Flöte, auszubilden. Bereits nach zwei Jahren erlangte er eine so außergewöhnliche Fertigkeit, daß er sich öffentlich hören ließ. Der sechzehnjährige Virtuose erzielte sehr vielen Beifall. Dabei blieb er in der Ausbildung nicht stehen, sondern war so eifrig der Musik ergeben, daß er sich autodidaktisch bloß mit Hilfe von „G. Adam's Schule“ zum Klavierspieler vervollkommnete, während ein Musikliebhaber, der Landesgerichts-Archivdirektor Jof. Laimegger, dem talentvollen Jüngling Unterricht im Theoretischen gab. Franz v. Suppé war es, welcher den jungen, noch nicht majorrennen Mann für die Kapellmeisterstelle nach Graz empfahl. In dieser Stellung komponirte er bereits zwei mit Erfolg zur Ausführung gekommene Operetten: „Der todt' Gast“ und „Die lustigen Vinder“. Zu jener Zeit tauchte in Wien ein neues Theater, das „Harmonietheater“, auf und Millöcker wurde 1866 aus Graz berufen. Seine Operette „Diana“ konnte den Ruin auch nicht aufhalten, und so mußte er in die angebotene Stelle beim Pester Theater treten. Drei Jahre blieb er daselbst und vermehrte seine Operetten durch die dreiaktige „Fraueninsel“. Das Theater an der Wien bedurfte nun nicht nur einen tüchtigen Dirigenten, sondern auch eine in Melodien erfindende Kraft für sein heiteres Genre. Und da fiel die Wahl auf den berufensten der disponiblen Kapellmeister, auf Millöcker. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück und bald gewährte der Beifall „Musik von Millöcker“ zu den Posen die Sicherheit, daß man etwas anmuthig Melodisches zu

hören bekommen werde. So schmückte er die bekannten Stücke: „Drei Paar Schuhe“, „Durchgegangene Weiber“, „Karlsten in Spanien“, „Blumendel“, „Eine Räuberin“ u. m. mit seiner Musik, die rasch populär wurde. Inzwischen brachte er auch eigene Operetten: „Abenteuer in Wien“, „Die Musik des Teufels“, „Das verwunschene Schloß“, „Gräfin Dubarry“, „Apajune, der Wassermann“ und „Die Jungfrau von Belleville“. So sehr einzelne dieser Operetten gefielen, zumeist hatte er zu kämpfen gegen die hervorragendsten Vertreter desselben Genres, mit Strauß und Suppé, denen zugleich die Direktoren durch Ausstattungen im Vorhinein die besten Mittel entgegenbrachten. Der Bettelstudent errang sich einen Erfolg, wie kaum eine andere Operette der Art in den letzten Jahrzehnten. Millöcker steht noch im besten Mannesalter, und bei der Leichtigkeit, mit welcher er seine frischen und dramatisch bewegten Melodien schafft, ist noch viel Schönes und Herzerfreuendes von ihm zu erwarten.

Die Sperrmaßregeln.

Von Dr. Eduard Reich.

(Nachdruck verboten.)

Unbekannt mit den Ursachen und die Erscheinungen fürchtend, hat man geglaubt, der weiteren Ausbreitung und überhaupt der Verbreitung epidemischer und ansteckender Krankheiten am besten dadurch zu begegnen, daß man die Verlichtungen, woselbst solche Leiden herrschen, strenge absondert, den Verkehr derselben mit anderen Verlichtungen hemmt. Auf diese Weise gelangt man aber kaum jemals zum Ziele; denn unser Witz ist kleiner als die Macht epidemischer und ansteckender Leiden.

Es wird die Absperrung in die Haus-, Orts- und Landesperre unterschieden und alle Sperre gegen Ansteckungsherde gerichtet. Wer hat aber jemals auch nur das bloße Dasein solcher Materien oder, nach unserer Auffassung, Organismen bewiesen? Das Contagium der Cholera wurde als Pflanzengewebe schon mehrmals entdeckt, zum Beispiel kürzlich in Ostindien von einem Deutschen, der von Berlin aus dorthin geschickt wurde, vor fast zwanzig Jahren zu Wien von einem Währer, der gleichfalls ausgezeichnet, aber nicht geschickt wurde, und so weiter. Und diese letztere Entdeckung ist ebenso geronnen, wie bald nachher die eines Professors in Jena zerrann und wie die neueste des Berliner in Nebel und Dampf sich auflösen wird. Der Kampf gegen die Contagien durch Absperrung möge als Kampf gegen die Flügel der Windmühle betrachtet werden. Was an Stelle eigentlicher Sperre treten muß, wenn epidemische und ansteckende Krankheiten mit Erfolg bekämpft werden sollen, ist strenge leibliche und geistliche Gesundheitspflege und schärfste Entfernung aller schädlichen und gefährlichen Auswurfstoffe und sonstigen in Zerlegung begriffenen organischen Materien durch Desinfektion, Reinigung, Lüftung. Trotz aller Grenz-, Orts- und anderer Sperre ist die Cholera und sind andere Volkskrankheiten über die halbe Erde gewandert, und trotz ununterbrochenen Zusammenjens mit den Kranken sind Aerzte, Wärter und so weiter in unzähligen Fällen gar niemals von den Seuchen befallen worden. Bevor man also die geradezu entsetzlichen Störungen im Verkehr erzeugt, wie solche durch Sperrmaßregeln hervorgebracht werden, wähle man doch lieber andere Mittel, welche besser und sicherer wirken, und suche die in gewissen Fällen sich nothwendig machende Absonderung der Kranken von den Nichterkrankten so einzurichten, daß durch selbe der Verkehr nicht geschädigt und Furcht bei der Bevölkerung nicht erregt werde; denn Angst ist das gewisste Mittel, alle epidemischen Krankheiten zu verstärken und auszubreiten, weil jede niederdrückende Bewegung und Stimmung der Seele die Kraft des Widerstands herabsetzt und bricht. Die sogenannten Quarantänehäuser haben in der größten Zahl der Fälle mehr als Häuser der Qual für die Menschen sich erwiesen, denn als Mittel zur Abhaltung von Seuchen; es sind diese Anstalten theils ungewöhnlich eingerichtet, theils gehalten sie die Menschen zu lange zurück. Und so konnte es sich leicht ereignen, daß Personen, die bei raschem Durchgang durch wohl eingerichtete Desinfektionsanstalten gesund geblieben wären, bei längerem Aufenthalt in schlechten Quarantänehäusern von der Seuche befallen wurden. Wenn man alle Mittel des Verkehrs, so Eisenbahn-, Post- und andere Wagen, Schiffe, Gasthöfe und Fremdenquartiere strenge rein hält und in allen Stücken nach den Regeln der Gesundheitspflege in denselben verfährt, wenn man Personen, die aus einem Lande kommen, in welchem die betreffende Seuche herrscht, einige Stunden in einem wohl eingerichteten Hause zurückbehält, um deren Gesundheitszustand zu prüfen, aromatische Seifenbäder sie nehmen und ihre Kleider ebenso wie Waaren desinifizieren zu lassen, so hat man Alles gethan, was Pflicht und Gewissen erfordern. Auf diese Art ist von irgend in Betracht kommender Störung des Verkehrs keine Rede und Alles geschieht, was im Bereiche menschlicher Voraussicht liegt. Bei alledem bleibt aber immer vollkommen natur- und gesundheitsgemäße Gesamt-Lebensweise aller Menschen die Hauptsache, und dringend geboten, daß von Staatswegen die Armen und Dürftigen zum Zurechthalten einer solchen Diät durch die erforderliche Unterstützung befähigt werden. Denn was weit mehr als die besten Maßregeln der Absperrung den Fortgang der Seuchen hemmt, ist gesundheitsgemäße Gesamt-Lebensweise, heitere Seelenstimmung und gewissenhafteste Pflege der Reinlichkeit und Sittlichkeit. In den Ländern des Ursprungs müssen die heuchlerischen Krankheiten ausgelittet werden. Dieß geschieht durch allgemeine Gesundheitspflege, wirtschaftliche und politische Verbesserungen, Beseitigung des Elends. Absperrung ist auch im günstigsten Falle ein nebenwärtiges Palliativmittel. Seuchenhospitäler, im Freien außerhalb der Städte, Dörfer und so weiter gelegen und wohl eingerichtet, sind für die Erkrankten die besten Orte der Zuflucht und gewähren den Nichterkrankten Schutz.

Lebensregeln.

Zufrieden sei mit Regen und Sonnenschein, Nur mit dir selber mußt du nie zufrieden sein.

Gib unbedenklich den Thaler aus, Doch mit dem Pfennige halte Haus.



Die Cholera in Neapel. Zeichnung von E. Matania. (S. 151.)

1. Eine Prozession. — 2. Auf dem Bahnhof. — 3. Vor einer Volkstüche. — 4. Die Straße zum Kirchhof. — 5. Vor dem Kinderasyl. — 6. Ein flüchtender Kutscher, dem ein Fahrgast im Wagen geordnet. — 7. In einem Fondaco.



Auf dem Fischmarkt in Honfleur (Normandie). Zeichnung von J. Hennessy. (S. 147.)

Die große Spekulation.

Novelle

von

Karl Beck.

(Nachdruck verboten.)

I.

Es liegt ein eigener Reiz in so mancher Weinstube, und wer ihre Annehmlichkeiten einmal kennen gelernt, der flüchtet gern in ihr behagliches Halbdunkel, um bei dem leidstillenden Saft der Traube des Lebens Trübsal zu vergessen. Es denkt und grübelt sich so schön beim Glase, und auf dem Boden desselben hat schon Mancher sein Glück gefunden, dem er so lange vergeblich nachgerannt war. Da kommen die Gedanken in Fluß; fast Jedermann wird zum Dichter. Luftschlösser tauchen auf, liebliche Nebelbilder, die mit zauberhafter Macht unsere Seele gefangen nehmen, ach! und so gleich verschwinden, wenn wir das heimliche Plätzchen, das blinkende Glas zu verlassen gezwungen sind. In solch glücklichen Träumen schien ein junger Mann versunken, der eines trüben Wintermorgens in der Weinstube zu Berlin mit halbgeschlossenen Augen vor sich hinblickte, während ein zufriedenes Lächeln seine Lippen umspielte.

Die Stulpenstiefeln, das enganschließende Beinkleid, sowie der graue Tüffelfrock, mit Taschen reich versehen, ließen auf den ersten Blick den Landwirth erkennen. Die äußere Erscheinung des Jünglings war eine ungemein anmuthige, die Gestalt kräftig und ebenmäßig, das Antlitz edel und schön. Freilich fehlte diesen Zügen jener Stempel, welchen der Geist den Bevorzugten aufzudrücken vermag und der selbst weniger tadellofen Linien Bedeutung und Interesse verleiht. Der junge Dekonom war trotz dieses Mangels auffallend hübsch, ein lebendiges Bild frischster Jugend.

Er hatte mit Behaglichkeit seinen Wein ausgetrunken und sah jetzt in tiefes Sinnen verloren. Mechanisch griff er nach dem geleerten Glase. „Ja so!“ murmelte er vor sich hin, seinen Irrthum bemerkend, und langte dann in die Tasche, um seine Reche zu bezahlen.

Diesen Moment benützte ein anderer Gast, ein älterer Herr, der schon ein paarmal versucht hatte, die Aufmerksamkeit des Jünglings zu fesseln, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Schnell war er mit seiner noch ziemlich vollen Flasche bei der Hand; er füllte das leere Glas und sagte mit freundlicher Miene: „Erlauben Sie, daß ich Ihnen noch ein Gläschen anbiete; der Wein ist gut, ein echter Rheinländer!“

„Sie sind sehr gütig!“

Die Augen des Älteren strahlten vor Vergnügen, daß es ihm endlich gelungen, seinen Zweck zu erreichen. Zu traulich rückte er näher, und indem er seine Hand auf den Arm des Nachbarn legte, sprach er:

„Ich habe Sie schon eine ganze Weile beobachtet, weil ich gern mit Ihnen geplaudert hätte. Es plaudert sich so hübsch beim Glase guten Weines. Aber Sie waren so sehr in Ihre Gedanken vertieft, daß ich nicht stören wollte. Diese Gedanken schienen sehr angenehmer Natur zu sein, darauf deutete Ihr Lächeln. Gewiß gute Geschäfte gemacht? Ja, ja, das Getraide steht hoch im Preise. Nicht wahr, Sie sind Landwirth? Man sieht es an der Frische und Gesundheit; wir armen Stadtkinder sehen dagegen ganz kläglich aus, ganz kläglich. Selbst unsere jungen Leute haben nichts Jugendliches an sich; es ist, als ob sie bereits alt und grau auf die Welt kämen. Deshalb ist es mein liebster Wunsch, mich einmal auf's Land zurückziehen zu können, natürlich auf eigenen Grund und Boden! Nur ein ganz kleines Gut möchte ich haben, meine Ansprüche sind bescheiden. Wissen Sie, so eine Gütehen, so recht romantisch, etwa in Schlessen oder im Harz. Freilich fehlt dann das Wasser, und keine Aussicht ist imposant, wo Wasser fehlt. Ach, ich liebe so sehr die imposanten Aussichten! Deshalb würde ich es am Ende doch vorziehen, mich an der Ostsee anzukaufen; da könnte man, wenn man Glück hätte, noch Bernstein finden. Ja, wenn man Glück hätte!“

Bei diesen letzten Worten, die er mit einem beinahe melancholischen Tone sprach, stockte plötzlich der Strom seiner Rede. Mit niedergeschlagenen Augen griff er nach dem Glase, um einen tüchtigen Zug zu thun. Dann seufzte er tief auf und blickte seinen Nachbar traurig an.

Dieser sagte: „Es ist wahr, man muß Glück haben, sonst bringt man's zu nichts in der Welt! Das weiß ich am besten.“

„Was? Auch Sie klagen? Nun, wenn Frau Fortuna auch Ihnen nicht lächelt, so muß sie einen sehr schlechten Geschmack haben. Ja, die läuft, wie alle Weiber, Denen nach, die sich am wenigsten um sie kümmern.“

„Es müßte ein Wunder geschehen“, versetzte der Jüngling, „wenn mir das Glück begegnen sollte. Vorerhand muß ich froh sein, daß ich achtzig Thaler Gehalt und freie Station habe.“

„Achtzig Thaler? Vierteljährlich? Nun auf dem Lande geht das schon an. Die ländlichen Freuden lassen uns leicht die städtischen —“

„O, wo denken Sie hin?“ unterbrach ihn der Dekonom. „Nicht vierteljährlich — jährlich achtzig Thaler. Das reicht für Kleidung und Tabak; kommt man einmal in die Stadt und möchte da ein Plätzchen trinken, so muß man deshalb schon sechs Wochen vorher sparen. Nein, mein Herr, es

ist gar kein Leben, wenn man so abhängig dasteht, kaum das Nothdürftigste hat. Das Brod schmeckt bitter.“

„Ja, ja, ganz recht; aber wir trinken noch ein Gläschen. August, schnell noch eine Flasche von meiner Sorte!“ Er schenkte ein. Der junge Mann ließ sich gerade nicht sonderlich bitten. Der Wein wirkte, der hübsche Dekonom wurde gesprächig.

„Sehen Sie, lieber Herr“, begann er, „es ist schon ganz hübsch auf dem Lande, wenn man sein eigener Herr ist und das sein nennen kann, was man der guten Mutter Erde abgewonnen. Aber dienen, um's tägliche Brod dienen, sich zurechtweisen lassen von Einem, der's wahrhaftig nicht besser versteht, wie ich selber, von Einem, dessen Großvater vielleicht — doch nein, lassen wir das, damit wird es ja doch nicht anders.“

„Nein, nein, sprechen Sie nur! In Worten entlastet sich der schwer beladene Busen — oder wie der Dichter sonst sagt. Sprechen Sie, es freut mich, daß Sie auch nicht zufrieden sind — oder vielmehr wollte ich sagen, es ist ein Trost, daß man auch andere vortreffliche Menschen sieht, die vom Glück nicht auf die rechte Stelle gesetzt wurden. Der Trost ist zwar nicht weit her, aber es ist doch immer ein Trost. Sie dürfen mir vertrauen, und wenn ich im Stande sein sollte, Ihnen nützlich zu werden, so würde es mir zur größten Genugthuung gereichen. Ich heiße Reimann, bin Agent und wohne Marienstraße 66; zu Ostern aber ziehe ich nach dem Rietzhenplatz. Doch Sie waren im Erzählen begriffen. Also frisch daran. Wollen wir nicht eine Kleinigkeit essen, he?“

„Ich danke. Gern will ich Ihnen meine Verhältnisse mittheilen; viel Wichtiges ist nicht dabei. Ich bin aus guter Familie, habe beide Eltern früh verloren, und da ich kein Vermögen besaß, war es schon ein Glück für mich, daß ein entfernter Vetter sich einigermaßen meiner annahm, mich auf seine Kosten die Landwirthschaft erlernen ließ. Später verschaffte er mir eine Stelle, obgleich er hoch und theuer versprochen hatte, mich eines seiner eigenen Güter bewirthschaften zu lassen. Aber der reiche, der vornehme Mann schämte sich des armen Verwandten.“

„Ja, ja, so sind die reichen Leute!“

„Mein Prinzipal ist ein hochmüthiger, unfreundlicher Emporkömmling, dem es übrigens Vergnügen macht, einen Jüngling aus guter Familie zu quälen. Sie werden ihn wohl kennen, es ist Herr Frank, ehemals Kammerdiener — gegenwärtig Besitzer des Rittergutes Großkleinburg. Seit anderthalb Jahren bin ich bei ihm.“

„Was, Herr Frank? Ob ich den nicht kenne? Na, wer kennt den Wucherer nicht? Er ist aber klug genug, sich nicht fangen zu lassen. Am meisten macht er sich mit jungen Militärs zu schaffen, die er wirklich auf räthselhafte Weise an sich zu locken weiß. Hat er sie erst in Händen, so rupft er sie gehörig — dann läßt er sie laufen. Also Herr Frank mit der prophigen Miene und dem langen Schnurrbart! Wah, wie sich der ausbläst, wie sich der ein Ansehen zu geben sucht! Ha, ha! Dabei wittert eine feine Nase seine Gegenwart schon auf fünfzig Schritte. Bei ihm wäre es doppelt nöthig, daß er in einen Parfümerie-laden ginge, damit er doch einmal in guten Geruch käme. Viele behaupten sogar, seine Ansherren stammen von Abraham, Isaac und Jakob, weil er bei jeder Gelegenheit seine Entrüstung gegen jenen Theil der Menschen herauskehrt, welcher an Schweinefleisch kein Wohlgefallen finden darf. Ha, ha!“

„Sie malen ihn gerade nicht mit schmeichelnden Farben, aber das Porträt ist getroffen!“

„Und der behandelt Sie schlecht, weil Sie arm sind? Nun, er sollte sich doch erinnern, daß er — es ist allerdings schon lange her — auch einmal in groben Kleidern umhergelaufen ist und ein Knecht war. Also bei dem sind Sie? Da müssen Sie fort!“

„Ach, das sagt sich leicht; aber es ist jetzt so schwer, eine Stelle zu bekommen. Die meinige gilt noch für gut. Am Ende bleibt Dienst Dienst; abhängig ist man doch immer.“

„I was, man kann aber selbstständig werden!“

„Dazu gehört Geld und das habe ich nicht!“

„Dafür haben Sie andere Vorzüge. Mir wird für Sie schon etwas einfallen. So! Sehen Sie mich einmal an! So! Ich hab's, ich hab's!“

Herr Reimann sprang bei diesen Worten vom Stuhl auf, lief in der Stube hin und her, indem er sich vergnügt die Hände rieb.

Der junge Dekonom sah diesem Treiben erstaunt zu, er fing fast zu fürchten an, Jener möchte nicht ganz bei ge-sunden Sinnen sein. „Was haben Sie?“ sagte er endlich.

„Ein Rettungsmittel! Sie müssen heirathen!“

Unwillig wandte sich der junge Mann ab und murmelte vor sich hin: „Dummes Zeug!“

„Kein dummes Zeug! Was, Sie sollten keine Frau finden? Das heißt: eine reiche Frau, denn eine andere können wir gar nicht brauchen. Gott bewahre uns vor einer armen Frau! Das würde der Geschichte erst eine Wendung geben! Glauben Sie mir, im Grunde ist eine Frau immer ein Unglück; aber vollends eine arme, das ist die Hölle auf Erden. Heirathen Sie nicht! Ja so — heirathen Sie niemals, so oft Sie auch heirathen mögen, eine arme Frau, denn heirathen müssen Sie! Wie? Dieses Gesicht, diese Figur, diese lange schwarze Haar, diese großen Augen mit den wundervoll gezogenen Brauen, der tropig aufgeworfene Mund, der leimende Bart und

über das Ganze der doch so milde, fast melancholische Hauch gegossen! Nur — schöne Hände haben Sie nicht, das ist schade! Hören Sie, wenn Sie erst reich verheirathet sind, muß etwas für Ihre Hände geschehen; vornehme Leute haben stets schöne Hände!“

Der Jüngling hatte mit steigender Verlegenheit die wirre Rede seines Gönners mit angehört; er war bei den üppigen Lobeserhebungen roth geworden, wie eine junge Dame, der ein Ock das zum ersten Mal laut sagt, was ihr der Spiegel schon hundertmal leise zugeflüstert.

„Verzeihen Sie, Herr Reimann, aber ich habe nicht lange mehr Zeit. Meine Geschäfte in der Stadt sind beendet, ich muß mit dem nächsten Zuge fort.“

„Reisen Sie mit Gott, wenn Sie auf meinen Rath nicht hören wollen.“

„Aber, Herr, bis jetzt haben Sie mir nur den Rath ertheilt, eine reiche Frau zu heirathen. Der Rath ist ganz gut, aber wo eine hernehmen?“

„Das findet sich! Sagen Sie mir erst, wie Sie eigentlich heißen. — Gott, wenn er nur nicht Schulse heißt, sekte er murrend hinzu.

„Ich heiße Hugo Baron von Falkenhagen. Hier meine Karte!“

„Was, Hugo heißen Sie und Baron sind Sie? Ja, da steht es! Ein schöner Name — alte Familie! Das sieht man an den Raubvögeln oder Zugvögeln im Wappen, die deuten auf die Zeit der Kreuzzüge. Es macht ja eigentlich recht hübsch so ein Wappen auf den Visitenkarten. Sagen Sie, Herr Baron, was führt denn Herr Frank für ein Wappen? He! Eine Kleiderbürste oder eine Kellnerserviette vermuthlich! — Wissen Sie was? Wann kommen Sie wieder nach der Stadt?“

„Das ist unsicher. Wenn Sie es aber wünschen, könnte ich nächsten Sonntag hereinkommen.“

„Gut! Kommen Sie Sonntag früh zehn Uhr hieher. Ich denke Ihnen bis dahin schon eine Proposition machen zu können. Recht hübsch sich anziehen, auch die Hände ein wenig anständig behandeln! Kaufen Sie doch ein Säckchen Mandelkeile, tragen Sie des Nachts Handschuhe, das wirkt, ich habe es an mir erlebt.“ Bei diesen Worten präsentirte er mit einem zufriedenen Lächeln seine nicht weniger als eleganten Hände.

„Also am Sonntag? Aber — scherzen Sie, oder ist's Ihr Ernst?“

„Kommen Sie nur! Wenn die Reise Sie genirt, so erlauben Sie, daß ich Ihnen die Kosten erstatte, falls Sie vergeblich kommen. Man bringt schon ein Opfer, wenn man ein Geschäft machen kann — ja, aber...“

„Nun, was denn?“

„Was mache ich aber für ein Geschäft dabei? Hören Sie, das Sprüchwort sagt: Für nichts ist der Tod! Eigentlich ist das auch nicht wahr, denn der Tod kostet immer noch Geld, selbst wenn man sich dem Verein für billiges Begräbniß angeschlossen hat. Indessen, nehmen wir einmal an, daß unser Sprüchwort Recht hat — was habe ich dann davon, wenn Sie reich heirathen?“

„Ich bin erbötig Ihnen einen anständigen —“

„So ist's recht! Einen anständigen Kuppelpelz! Was bekomme ich von hunderttausend Thalern ab?“

„Wir theilen.“

„Nein, das ist zu viel; aber fünfundzwanzig Prozent!“

„Gewiß!“ rief der Baron lachend.

Herr Reimann nahm eine sehr ernste Geschäftsmiene an: „Also Sie, Hugo Baron von Falkenhagen, verpflichten sich mir, Heinrich Wilhelm Reimann, im Falle ich Ihnen zu einer reichen Frau ver helfe, fünfundzwanzig Prozent als Courtage zu geben.“

„Ich verpflichte mich. Hier meine Hand!“

„Soll ich Feder und Tinte bringen, Herr Reimann?“ rief der Kellner, der die ganze Verhandlung mit kaum unterdrücktem Lachen mitangehört hatte.

„Ist unter Ehrenmännern nicht nöthig. Ihr Wort, Herr Baron, ist so gut wie ein Schlussettel. Also Sonntag! Ich werde dann die Ehre haben, Ihnen einige Proben — ich wollte sagen, Ihnen einige Vorschläge zu unterbreiten.“ Herr Reimann verbeugte sich tief bei diesen Worten.

II.

Der junge Dekonom begab sich eilends auf den Bahnhof, es war die höchste Zeit, man hatte bereits zweimal geläutet. Obgleich er noch immer den Anerbietungen des Agenten mißtraute, so waren doch durch das Gespräch süße Gedanken an Glück und Reichthum in ihm wachgerufen worden. Dann konnte er die Fesseln der Dienstbarkeit abstreifen, in Zufriedenheit leben, seinem alten Namen wieder zu neuem Glanz verhelfen.

Bilder einer angenehmen Zukunft durchzogen seine Seele, wie er so dasaß auf der harten Bank in einem Wagen dritter Klasse. „Künftig werde ich in der ersten Klasse reisen! Nun, wenn ich allein bin, ist auch die zweite gut genug; aber mit meiner Frau muß ich schon in der ersten fahren. Ach, wenn es doch erst so weit wäre! Sie sehen es auch recht gut haben!“

Unter ähnlichen stillen Monologen kam er bald nach Hause; noch nie war ihm der Weg so kurz vorgekommen. Er lieferte sein Geld ab, er ging fröhlich und hoffnungsvoll an die Arbeit.

Inzwischen hatte sich Reimann, gleichfalls mit seinem Projekt beschäftigt, alter Gewohnheit gemäß nach der Börse begeben.

„Wie können Sie Indigo lassen?“ redete ihn hier ein Kaufmann an, mit dem er zuweilen Geschäfte machte.

„Fünfundzwanzig Prozent,“ erwiderte der Müller mit vergnügtem Händereiben.

„Ich glaube, Herr, Sie scherzen!“

„Ach, Sie sind es, Herr G. S. Schmidt! Entschuldigen Sie, ich dachte an etwas Anderes.“

Dasselbe begegnete Reimann am heutigen Tag noch mehrere Male. Aergerlich über sich und das Benehmen der Leute, die ihn mit neugierigen und verdächtigen Augen betrachteten, warf er sich in eine Droschke, indem er dem Kutscher zurief: „Zu Wagner vor dem Schönhäuser Thor!“

„Um diese Zeit,“ dachte er, „ist's dort still und leer, da kann man bei einem Seidel Bier seinen Gedanken nachhängen, wird nicht immer gestört durch Indigo und Zucker, Spiritus und Pfeffer. Ich wollte, daß ihr Alle wäret, wo der Pfeffer wächst. Jetzt gilt es, ein hübsches Sümmchen auf einmal zu gewinnen, daß ich nicht mehr nöthig habe, L. S. Krause und D. F. Müller zu behandeln, als ob sie Rothschild oder Sina hießen, bloß um der paar Groschen Courtage wegen! Dann werde ich diesem Treiben, das meine Seele antwortet, doch einmal Lebewohl sagen können und mich in ein romantisches Stilleben zurückziehen, um endlich von so vielen Leiden auszurufen. Ach, ich werde jetzt einsam sein, nur meine Gedanken werden die Zimmer meines Schlosses bevölkern. O Hedwig, warum paßten wir nicht zu einander? Warum hing Dein Herz zu sehr am äußerlichen Glanze? Halt, Kutscher, halt!“

Er war bei Wagner angekommen und traf es glücklich. Im Lokal waren keine Gäste. Er setzte sich behaglich in eine Ecke, und nachdem er einen tiefen Zug aus dem Glase gezogen, hing er seinen Träumen ungehindert nach. Ja, wo aber eine passende Frau für den Baron finden?

Er sann hin und her. Zwar kannte er eine Menge Mädchen, die einiges Vermögen besaßen; aber da wäre die Courtage zu gering gewesen!

Die Wittve Liebert hatte allerdings runde hunderttausend Thaler, aber sie war mosaischen Glaubens und verlor nach den Bestimmungen des Testaments das Vermögen, falls sie sich taufen ließ.

„Warum ist auch die Ehe zwischen Christen und Juden nicht erlaubt?“ rief er ärgerlich. „Ich sehe nun, wie schädlich diese Einrichtung auf den allgemeinen Wohlstand wirkt.“

Er grubelte weiter, allein es wollte sich noch immer kein glücklicher Gedanke einstellen. Endlich sprang er in die Höhe und lachte laut auf, so daß der Kellner bestürzt hinter dem Büffet hervorsprang.

„Es ist nichts, Kellner; ich wollte nur ein Gläschen Kam. Es ist hier sehr unbehaglich kalt.“

„Ja, wir heizen erst gegen Abend, wenn mehr Gäste kommen!“

„Auch eine hübsche Einrichtung! Der Einzelne kann trinken, aber für die Massen, da hat man Respekt! Doch das weile. Ich hab's, ich hab's! Ottilie Helmenthal wäre eine passende Frau für den Baron. Sie hat sogar eine Million Thaler, das macht zweihunderttausendtausend Thaler für mich. Welch glänzendes Geschäft! Zwar ist Ottilie bereits fünfundsiebenzig Jahre, zwei Jahre älter als der Bräutigam — dieß kommt jedoch bei ihrem Vermögen nicht in Betracht. Sie ist sonst so übel nicht, ein wenig reich schon — nun, aus alten Jungfern sind schon öfter hübsche junge Frauen geworden. Der Name Helmenthal klingt dabei ganz nett, beinahe nobel; Helme, die sind immer nobel! Gewiß nimmt sie den hübschen Kerl, der noch dazu Baron ist.“

„Sie ist Ihnen geblieben,“ fuhr er fort, „weil sie zu viel gemäht hat. Es ist doch ein ekeliges Wort: mähen! Ich werde Gott danken, wenn ich nicht mehr Müller bin. Außerdem kennen wir uns, sie kam ja oft zu meiner Frau — ach, mein Gott, meine Frau! Aber seitdem ich von ihr geschieden bin, hat die Ottilie mich nicht mehr angesehen! Sie hat auf meinen Gruß gar nicht mehr geantwortet, die hochmüthige Person, denn sie war immer gegen die Scheidung; es dünkte sie unsittlich. Um des Himmels willen, wie fange ich es an, daß ich ihr meinen Vorschlag auf eine feine Weise beibringe? Denn fein muß man mit ihr schon umgehen, mit der alten Bierpuppe — nicht doch, es ist ein ganz liebes und geschicktes Mädchen, die künftige Frau Baronin! Gott, wenn ich doch mit meiner Frau so glücklich wäre, daß ich — aber warum stehe ich denn nicht so mit ihr?“

„Warum? Weil sie eine unerträgliche Person ist, die einem das Leben auf jede mögliche Weise verbittert, der nicht vornehm genug war, die Wunder dachte, was sie mir für eine Ehre erwiesen, meine Frau zu werden, freilich so heimlich, als ob er nicht aus demselben Stoff wie sie wäre. Hat sie sich doch geipert, bis sie mich nahm! Aber sie mußte wohl, denn ich hatte Geld und ihr Vater hat bis über die Ohren in Schulden. Anfänglich ging Alles recht gut, weil ich ihre Launen befriedigte; sie gab Kaffeegesellschaften, zu denen ich erst zugelassen wurde, wenn die Gäste bereits fort waren; sie ging in die französische Komödie, wo ich mich langweilte, denn ich verstand freuzwenig von dem, was da gesprochen wurde. Diese geborenen Franzosen sprechen so verteuelt schnell!“

„Ja, ja, sie war schon zufrieden mit mir, wenn ich ihr ein neues Kleid, einen eleganten Hut brachte. Als aber das aufhören mußte, weil mir eine herrliche Spekulation mißgeschlagen war, da hatte ich die Hölle auf Erden; da schrie und brummte sie den ganzen Tag. Endlich wurde

es Beiden zu arg, und da der liebe Gott uns nicht mit Kindern gesegnet hatte, so hat man uns gegenseitiger unüberwindlicher Abneigung wegen geschieden. Gottlob, wie athmete ich auf, als ich die Theure los war, die in den zehn Jahren unserer Ehe wahrhaft nicht hübscher geworden! Ich will aber doch lieber die Gassen lehren, ehe ich mir zum zweiten Mal Hymen's Rosenfesseln, wie die Dichter sagen, aufbürden lasse!“

Reimann rieb sich schlau lächelnd die Hände. Plötzlich jedoch fiel ihm ein, um was es sich im Augenblick handelte. Mit einer halb tragischen, halb komischen Grimasse seufzte er tief auf und murmelte: „Aber zweihunderttausendtausend Thaler, das ist schon ein Grund, mich ihr wieder zu nähern, ich weiß keinen andern Weg, an Ottilien zu kommen. Beissen wir in den sauren Apfel, söhnen wir uns aus! Wir können das mit gutem Gewissen thun, denn es liegt Keinem von Beiden viel am Andern, aber das schöne Geld und dann das Landgut — das wird der Frau Gemahlin schon einleuchten. Hat sie keine Lust auf's Land zu gehen, ihre reife Jugend in die Einsamkeit zu vergraben — nun, ich werde sie wahrhaftig nicht dazu zwingen; sie mag leben, wo sie will. Auf eine anständige Rente soll es mir wohl nicht ankommen. So viel wird das Rittergut schon abwerfen.“

Nach diesem Selbstgespräch nahm Reimann eine entschlossene Miene an, bezahlte seine Reche und ließ sich nach der Wohnung seiner geschiedenen Ehegattin fahren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Cholera in Neapel.

(Bild S. 143.)

Im Anschluß an unsere allgemeinen Schilderungen der Cholera in Neapel und des Besuchs des Königs dajelbst bringen wir heute noch einige spezielle Szenen, die höchst charakteristisch sind für den Kulturzustand des niederen Volkes in der schönen Stadt am Vesuv und die Stimmung während der Schreckensstage sehr drastisch veranschaulichen. Da erblicken wir zuerst eine der Prozeffionen, wie solche zur Abwehr der Seuche durch die Straßen sich wälzten. Mit aufgeregten Haaren, schreiend, betend, die Hände ringend, ziehen die Frauen, Krüpfel emporhaltend, einher, begleitet von Männern, die laut heulend und gnadebittend sich zur Erde werfen. Da diese Prozeffionen Geldgaben heischten und sogar Preffion ausübten, schritt die Polizei dagegen ein. Am größten war das Elend in den Quartieren der Armen Neapels, welche die erschreckliche Zahl von fast fünfzigtausend erreichte. Diese hausten meistens in den Fondacis. Hier fand in unglaublichem Schmutz, im Halbdunkel, in wahren Pesthöhlen Tausende von Menschen jeden Alters eingepfercht. Die finsternen, engen Gassen, die schmutzigen Höfe beherbergen eine Verwahrlosung, eine Verkommenheit, eine solche Fülle von Laster und Elend, daß keine Beschreibung ein wahres Bild davon geben könnte. Eine Illustration zeigt uns das Eindringen der Cholera-Kommission, der Aerzte und Krankenträger in diese Stätten des Schreckens. Die Volksschüden, welche sich der Armen annahmen, sind diesen Menschen unzugänglich, denn sie besitzen nicht einmal die wenigen Pfennige, um hier ein Stück Brod, einen Teller Suppe sich zu verschaffen, sie haben außerdem die paar Lumpen nicht, welche die Polizei auf der Strafe als Bekleidung erachtet. Hier hielt der Tod unter den grauigsten Szenen die reichste Ernte. Die Begüterten flohen aus der Stadt. Der Bahnhof bot in dieser Zeit ein seltsames Bild der Furcht und Verzweiflung, denn die abgehenden Züge reichten nie, die Zahl der stets sich vermehrenden Flüchtlinge aufzunehmen. Vieles während dieser Schreckenszeit in der schönsten Stadt der gepriesenen Halbinsel erinnert an die Schilderungen der Pest im Mittelalter. Das niedere Volk steht auch hier auf seiner höchsten Kultur- und Bildungstufe als damals. Die höheren Klassen jedoch bewiesen, daß Bildung Geistes und Aufopferung im Gefolge hat, denn wohl niemals zeigte sich die Tod und Verderben nicht scheuende Nächstenliebe größer und glänzender, als in dem Wirken der Behörden, des Adels und der Bürger während der Schreckenszeit in Neapel.

Ein schwäbisches Volksfest in St. Louis.

(Bild S. 152.)

Das berühmte Volksfest, welches alljährlich Ende September auf dem sogenannten Wäsen bei Cannstatt gefeiert wird und bei dem ein guter Theil schwäbischer Sitten und schwäbischen Humors zum Ausdruck kommt, hat sogar jenseits des Ozeans Bewunderung und Nachahmung gefunden. Am 31. August und 1. September dieses Jahres fand in dem fernen St. Louis ein sogenanntes „Schwäbisches Fest“ Statt, welches ganz nach dem Muster des Cannstatter Volksfestes — es fehlte auch die charakteristische, ganz aus den schönsten Garten- und Feldfrüchten errichtete Säule und der Triumphbogen nicht — veranstaltet worden war und bei prächtigem Wetter in glänzender Weise verlief. Auf einer großen Wiese in der Nähe der Stadt hatte man Tribünen und Schaubuden, Carouffels und Spielflächen errichtet. An einer der Tribünen waren die wohlgetroffenen Porträts der schwäbischen Dichter Schiller, Wieland, Uhland und Schöffer sichtbar. Musikanten und Sänger in Nationaltracht gaben schwäbische Lieder zum Besten, schwäbische Spiele, wie Wettlaufen mit gefüllten Wasserkübeln auf dem Kopfe, Sacklaufen der Knaben und so weiter wurden von Frauen und Kindern zur Ausführung gebracht, und das Nationalgetränk der Germanen, das edle Bier, floß in Strömen. Staunend betrachtete der Vollblutamerikaner dieses Stüdchen alte Welt mit seinem germanischen Humor und seiner germanischen Gemüthlichkeit, das sich fremdartig genug von dem Hintergrunde des amerikanischen Lebens abheben mochte, aber er fand sich in die Situation, und die guten Paneeß holten sich auf dem schwäbischen Volksfeste ganz trefflich amüßert und manche sogar einen recht germanischen Rater mit nach Hause gebracht haben.

Wüßte sich das lustige Schwabenfest, welches wir im Bilde unserer Lesern darbieten, auf dem fremden Boden recht fest einbürgern und den Deutschamerikanern zu einer lieben Erinnerung an die deutsche Heimat werden.

Auge um Auge.

Erzählung

von

Friedrich Carl Petersen.

III.

Langsam stieg der Fabrikherr die Freitreppe am Hofe hinan. Nach einem scheuen Rundblicke vor sich hinstarrend, brachte er das zerrissene Briefcouvert wieder an's Licht. Die Handschrift war ihm nicht bekannt. Mit der Post war der Brief nicht gekommen. Der Schreiber hatte ihn wohl selbst bestellt. Sollte Claire...? Er mochte den Gedanken nicht ausdenken. Und doch, wie sonst sich ihr sprödes Benehmen dem Jüngling Viktor gegenüber erklären?... Vielleicht war... Ha, er kam dahinter! Das Couvert lag neben der Gartenthüre an der Erde. Dort hatte sie den Brief empfangen und hastig erbrochen. Hastig, denn sonst hätte sie das verrätherische Couvert nicht hingeworfen. Nein, er konnte nicht länger zweifeln. Bestimmt war der Gegenstand des Briefes ein Stellbischein... Er hätte augenblicklich hineinilen und die Ungerathene zur Rede stellen mögen. Aber er besann sich... „Ja, den Abend vielleicht schon,“ murmelte er. „Na, komme nur, Ehrenlieb; Du sollst Dich wundern!“ Und rasch drückte er die Thüre auf und trat in's Haus.

Claire saß noch immer am Klavier. Just spielte sie ein liebliches Allegretto; es war wie ein helles Aufjubeln der innern Liebesbegeisterung. Jinstern Blickes schritt der Fabrikherr vorüber.

Die Gesellschaft draußen saß noch gruppiert wie vorhin. Der Jüngling Parijet unterbrachte eben, die Hand vor den Mund haltend, ein Gähnen. Moulinet trug etwas mit Bleistift in sein Notizbuch ein, und seine Eulalie sah stillvergnügt zu. Brisebarre las in einem Taschenbuche und lachte dazu still vor sich hin. Frau Euphrosyne blickte neugierig nach der Hollunderlaube, während Frau Pauline, regungslos wie eine Mumie, in's Blaue starrte. Grosjean hatte die Laube verlassen und erfrischte, im Garten luftwandelnd, seine Nase an den Prachtblüthen einer Magnolia.

Der Hausherr setzte sich zu Parijet und bot ihm eine Cigarre.

Da sprang die Hausthüre auf. Im Rahmen derselben erschien mit freudestrahlendem Gesicht Claire. „Papa, Papa,“ rief sie, „einen Augenblick! Bitte!“

Eine Londres schmauchend traten nach der Mahlzeit Jakob und Ephraim Weimer in die Hollunderlaube. Auf dem Tische dampfte bereits in drei Tassen der für sie und den Hausherrn bestimmte Wokka. Die Brüder setzten sich.

„Ich glaube, wir sind nicht umsonst gekommen, Bruder,“ lachte Ephraim. „Du hattest da einen Einsall, der nicht mit Gold zu bezahlen ist.“

„Und Du hast Deine Geschichte mit Talent erzählt,“ versetzte Jakob. „Einerlei; daß er so hastig uns entgegengekommen wäre, hätte ich nicht geglaubt.“

Ephraim sann einen Augenblick nach. „Dahinter steckt etwas,“ sagte er, pfiffig mit den schwarzen Augenlein blinzend. „Der Mensch hat kein gutes Gewissen. Wir vermutheten nur, daß ihm etwas daran gelegen sein mußte, in den Besitz der Papiere zu gelangen, die ihm möglicherweise eine halbe Million sichern. Ich wittere irgend ein entsetzliches Geheimniß mit Mord und anderem Graus, einen Coup, der zur Zeit der Kommune vollführt worden und noch immer furchtbare Folgen haben kann. Wie schade, daß es uns an Zeit fehlt, das Geheimniß zu ergründen! Wir könnten damit unsere Forderung verdreifachen.“

„Still, Bruder, er kommt!“ rief Jakob leise.

Schwere Männertritte erschollen vom Perron her und herein trat... nicht der Erwartete, sondern der Spötter Grosjean.

„Ich bitte um Verzeihung, meine Herren,“ sagte der Salonnomade, indem er sich höflich verneigte; „wenn ich störe, so wollen Sie es nur rund heraus sagen, und ich belästige Sie nicht weiter mit meiner Gegenwart. Aber ich störe nicht; verwandte Geister, und das sind wir, fühlen sich immer zu einander hingezogen, und seit dem Augenblicke, da Sie mein Auge zum ersten Mal erschauten, sagte mir die innere Stimme, die selten trügende, ich, der erfahrene, um tausend Familiengeheimnisse wissende Pariser, dürfte Ihnen, den intelligenten, aber hier unerfahrenen Fremdlingen, irgendwie nützlich sein, Sie mir zu Dank verpflichten können. Wollen Sie mir somit das Vergnügen gönnen!“

Da saß auch schon Ahasver-Grosjean schmauchend am Tische, that Zucker in den Kaffee und rührte nachlässig vernimm mit dem Theelöffel das schwarze Gebräu um.

Bei den ersten Worten des seltsamen Gastes, der schon bei Tische sich gegen ihn etwas herausgenommen hatte, war Jakob aufgestanden, um sich zu entfernen. Bei dem Worte „Geheimnisse“ zupfte ihn sein Bruder am Rockschöß und natürlich setzte er sich wieder.

„Sie kommen wohl im Auftrage des Herrn Godard?“ fragte Ephraim den Ungebetenen.

„Wo denken Sie hin?“ versetzte der Weltrentner. „Godard ist mein Sonntagswirth, weil... Nun, Sie errathen es oder verstehen mich vielleicht... weil es nicht wohl anders sein kann. Es ist die innere Anziehungskraft, die Sie von vornherein auf mich ausübten, welche mich Sie hier aussuchen ließ.“

„Wir erwarten Herrn Gebard hier,“ sagte Jakob, „und da wir mit ihm ein Waarengeschäft besprechen müssen, werden Sie einsehen...“

„Ein Waarengeschäft?“ unterbrach ihn Grosjean; „ein Papiergeschäft wollen Sie sagen. Und kein Geschäft in Tapetenpapier, wohl gemerkt, sondern in Papierchen, mit denen sich ein guter Schnitt machen läßt, ohne daß man einen rothen Heller dafür auszulegen braucht.“

Die Gebrüder Weimer saßen da wie versteinert. Ephraim wollte antworten, aber es schien ihm etwas die Kehle zuzuschließen; er stotterte nur ein paar unverständliche Worte hervor. Jakob zog sein Taschentuch und fuhr sich damit in's Gesicht, das plötzlich ein feuchter Schimmer überzogen hatte.

„Um noch etwas deutlicher zu reden, meine Herren,“ fuhr Grosjean gemüthlich fort, „Sie wollen... Ei, Teufel!“ brach er jählings, mit einem bezeichnenden Gestus die Tasse zum Munde führend, ab.

„Ich komme, ich komme, meine Herren!“ erscholl die tiefe Stimme des Fabrikherrn in der Nähe draußen. „Ich habe Sie lange warten lassen und bitte Sie... Ah, ich störe, wie ich sehe,“ brummte er unwirsch, beim Anblick des dritten Gastes am Eingang der Laube den Schritt anhaltend. „Wir sprechen uns später.“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, machte er Rechts- und Links- und schritt davon.

Ephraim hatte sich erhoben und wollte dem Davonschreitenden nachsehen. Aber Grosjean hielt ihn mit einem Wink zurück. „Nur ja keine Dummheiten!“ sagte er, sich ein Gläschen Cognac einschenkend. „Er ist nicht dageblieben... desto besser! Nachher geht es mit dem in Rede stehenden Geschäft um so flotter...“



Kapellmeister Karl Millöcker, Opernkomponist. (S. 147.)

„Ich verstehe Sie nicht,“ unterbrach ihn Ephraim, ruhiger geworden. „Uebrigens will ich Ihnen nur sagen...“

„Sie können mir nichts sagen,“ erwiderte gelassen Grosjean, „das ich nicht wüßte. Wollen Sie meinem Sonntagswirthe die Papiere, die Sie von Jacques Collin bekommen zu haben vergeben, abtreten oder nicht?“

„Und wenn nun dem so wäre?“ fragte Ephraim, dem alles Blut aus den Wangen gewichen war.

Grosjean hustete und nahm einen Schluck Cognac. „Mit einer solchen Angst im Leibe werden Sie kein glänzendes Geschäft machen,“ lachte er. „Kaltes Blut, meine Herren, ist die Grundbedingung aller Speculantenwesens. Und das haben Sie um so mehr vonnöthen, als unser Geschäft bis spätestens übermorgen früh abgeschlossen sein muß...“

„Das ist doch zu arg!“ zürnte Jakob Weimer, zu dem Bruder gewendet. „Er sagt unser Geschäft, als ob wir verpflichtet wären, mit den ersten Besten in Gesellschaft zu arbeiten.“

„Verpflichtet nicht,“ bemerkte der Salonmache, „aber gezwungen...“

„Immer besser,“ murzte Jakob, während Ephraim wie von Angst beklommen mit den Augen zwinkerte.

„Und es wird noch besser kommen,“ fuhr Abasver-Grosjean fort. „Ja, gezwungen, und wissen Sie, weshalb?... Es befehlt uns doch Niemand!“

Wie von einer Springfeder emporgeschleudert erhoben sich die beiden Brüder und spähten rings durch die Laubwand.

„Reden Sie!“ sagte, indem er gleich Jakob sich wieder setzte, Ephraim mit halb erstickter Stimme.

„Sie behaupten,“ rebete Grosjean, jedes seiner Worte betonend, langsam weiter, „die Papiere...“



Die sieben Schwaben.



Schwarzwaldbische



Schwäbisches Volksfest in St. Louis. (S. 151.)



Ein isländisches Dorf. Zeichnung von Carl Schlop. (S. 154.)

seien Ihnen von Jacques Collin kurz vor seinem Tode eingehändigt worden. Soll ich Ihnen sagen," fuhr er, die Stimme erhebend, fort, "wie die Papiere in Ihre Hände..."

"Um Gottes willen, nicht so laut!" rief Ephraim befangen.

"Ich weiß um Alles, wie Sie sehen, und könnte Ihnen einen schlimmen Streich spielen. Aber ich bin kein Kanake," setzte er lachend hinzu, "und kam in guter Absicht. Wenn ich soeben von unserem Geschäft redete, so hat das seinen guten Grund. Als stiller Gesellschafter will ich nicht einfach den auf Grund meiner Verschwiegenheit mir zukommenden Gewinnanteil einsacken, sondern auch das Meinige beitragen zum Gelingen des Unternehmens. Die Papiere an und für sich sind einen hübschen Stüber werth, zugegeben. Aber sie würden das Vierfache werth sein, wenn Sie zum Beispiel um ein Geheimniß wüßten, mit dessen eventueller Enthüllung Sie drohen könnten..."

Ephraim und Jakob Weimer spitzten die Ohren. "Und Sie wissen um ein solches Geheimniß?" fragte der Erstere gespannt.

"Würde ich sonst unser Geschäft gesagt haben? Ich wußte im Voraus, daß Sie annehmen würden."

"Dann reden Sie doch! Wir werden uns nachher des Gewinnes wegen schon verständigen..."

"Noch Eins," fiel Jakob, zu dem Salonnomaden gewendet, seinem Bruder in die Rede. "Wir sahen uns heute zum ersten Male, kennen uns also gegenseitig nicht; wer bürgt uns dafür, daß wir es in Ihnen mit einem aufrichtigen Gehülfen zu thun haben?"

"Ich selbst bürgte Ihnen mit der Enthüllung des Geheimnisses dafür."

"So reden Sie!" rief Ephraim voll Ungebuld.

"Erst von meinen Bedingungen," erwiderte Grosjean feierlich. "Erstens geloben Sie mir, daß Sie von dem Geheimniß gegen Niemanden außer meinem Sonntagswirth Gebrauch machen wollen."

"Wir schwören es Ihnen!" betheuert die Brüder.

"Gut. Zweitens zahlen Sie mir ein Honorar von fünfzigtausend Franken und zwar im Voraus."

"Im Voraus?" rief Ephraim entsetzt. "Unmöglich!"

"Wir sind total abgebrannt!" ergänzte Jakob.

"Total abgebrannt!" wiederholte Ephraim, an seine Brusttasche klopfend.

"Es geht aber einmal nicht anders," sagte ruhig der Weltrentner. "Schriftlich können wir doch nichts abmachen..."

"Wir wären ja auch gern bereit zu der Vorausbezahlung," versicherte Ephraim; "aber woher Geld nehmen?"

"Allons, allons!" meinte Grosjean. "Nur immer hübsch die Wahrheit sagen! Die Lüge ist mir verhaßt. Kein Geld? Ich aber sage Ihnen, Sie haben welches. Erlauben Sie," fügte er, den Arm gegen Ephraim ausstreckend, hinzu. "Die garstliche Spinne, die Ihnen da am Kragen kriecht..."

Jach fuhr er mit der Hand nach dem Rockfalten, und...

"Geschwindigkeit ist keine Hexerei, wie Sie sehen," lachte er, mit der umfangreichen Briestafche Ephraim's in der erhobenen Rechten sich in seinen Stuhl zurücklehnd.

"Die Briestafche her!" riefen beide Brüder mit hervorgewürgter Stimme, indem sie schredensbleich vergebens die Hände darnach ausstreckten. "Oder, beim gerechten Gott, wir schlagen Lärm!" fügte Jakob hinzu.

"Es sind Friedenswächter in der Nähe," versetzte Grosjean. "Wenn Sie Lust haben, mit demselben Bekanntschaft zu machen..."

Das wirkte wie ein Sturzbad. Tief aufschgend setzte sich Ephraim wieder, während Jakob zuvor sein Portefeuille in einer der hinteren Rocktaschen unterbrachte.

"Nur Vernunft annehmen," lachte der Salonnomade, indem er die Briestafche öffnete. "Sie bekommen ja Ihr Portefeuille wieder. Ich will als Feind der Lüge bloß nachsehen, ob Sie mir die Wahrheit sagten, und... da!... schämen sollten Sie sich. Ueber hundert Tausendfrankennoten stecken darin; ich hatte es übrigens bemerkt, als Sie vorhin Ihren Kutsher ablohten."

Der Schredliche hatte die Briestafche aufgemacht und musterte deren Inhalt. Mit Augen, die eine unsagbare Angst verriethen, sahen die beiden Glückstritter zu.

Plötzlich griffen wieder Beide mit der Rechten über den Tisch.

"Aber so warten Sie doch, meine Herren," sagte der Unhold mit unverwundlicher Ruhe. "Ich will bloß mein Honorar abzählen und herausnehmen."

"Das Geld gehört nicht uns," jammerte Ephraim.

"Wir sollen es für Freunde in der Bank deponiren," bekräftigte Jakob.

"Fünfzig!" zählte Grosjean. Und er legte die offene Briestafche vor sich auf den Tisch, nahm die abgezählten Banknoten heraus und steckte sie mit liebevoller Sorgfalt in seine Hosentasche. "So!" sagte er beinahe väterlich wohlwollend, indem er die Briestafche zumachte und ihrem Besitzer reichte. "Jetzt zählen Sie nach! Ich versichere Ihnen, es ist spottbillig. Sie machen mit mir ein brillantes Geschäft."

Hastig zog Ephraim die Briestafche auf; langsam zählte er die übrigen Banknoten und tief aufseufzend steckte er das Portefeuille zu sich.

"Eine Londres, meine Herren?" sagte freundlich der Salonnomade, indem er den Beiden seine Cigarrentafche hinhielt. "Ich rauche nur Londres und gestehe Ihnen offen,

daß meine Nase in Bezug auf das Blattaroma ein gar verwöhntes Ding ist."

Beide streckten raschenmäßig die Hand vor und bedienten sich, während Grosjean dienstfertig mit der andern Hand ein Zündhölzchen antrieb und es ihnen präsentierte. "Toujours bon enfant, wie Sie sehen," lächelte er. "Mit Gentlemen von Ihrem Schlage kann man seiner Aristokratie würde schon etwas vergeben."

"Und nun, Herr Grosjean," drängte Ephraim, der sich beruhigt zu haben schien, "nun enthüllen Sie uns Ihr Geheimniß!"

Der Salonnomade lächelte. "Nur Geduld," sagte er. "Sie sollen befriedigt werden. Vorher bleibt nur noch ein kleiner Punkt zu erledigen übrig..."

Ephraim wollte zornig aufstehen. Aber er bezwang sich. "Und der kleine Punkt ist?" fragte er, mit den Augen zwinkernd.

"Ich möchte, ehe ich Ihnen mein Geheimniß sage, die Papiere sehen, mit denen Sie operiren wollen."

"Sie scherzen," rief Jakob mit Ungehum. "Uebrigens können wir sie Ihnen nicht zeigen, aus dem einfachen Grunde, weil wir sie nicht bei uns haben."

"Dann bedauere ich," sagte Ahasver-Grosjean, indem er aufstand, "daß..."

Wie ein Tiger sprang Weimer der Jüngere auf und vertrat mit drohender Geberde dem Salonnomaden den Weg.

"Setze Dich, Jakob!" befahl Ephraim.

"Nicht, ehe er das entwendete Geld herausgegeben hat," grollte der Bruder in rauhen Kehllauten.

"Setze Dich, sage ich Dir, und keinen Unsinn!... Warten Sie, Herr Grosjean!" sagte Ephraim. Rasch bückte er sich, zog aus dem Stiefelschacht ein zusammengefaltetes Papier und reichte es ihm. "Hier haben Sie eine Abschrift des Dokuments," knirschte er. "Lesen Sie, und überzeugen Sie sich!"

"Ich danke Ihnen," lächelte Grosjean, der sich, wie auch Jakob, wieder gesetzt hatte. "Sie sind vernünftiger als Ihr Herr Bruder, dem ich den väterlichen Rath ertheilen möchte, in Zukunft etwas vorsichtiger im Reden zu sein... Ah, in Bleischrift!" lachte er; "schlau, sehr schlau! Warten Sie!"

Aufmerksam las er das auf den drei Blättern Stehende durch.

"Nun ja," sagte er, nachdem er gelesen, mit einem Achselzucken, "ich habe mich nicht getäuscht. Mit den Originalstücken wäre der rechtmäßige Besitzer ein gemachter Mann, während mein Sonntagswirth... Na, er kann sie einlösen, seine Mittel erlauben es ihm, und ich erweise ihm einen großen Dienst, wenn ich Ihnen das Mittel biete, ihn quoad memo zur Annahme Ihrer Bedingungen zu bestimmen. Da, stecken Sie den Wisch wieder in den Stiefel," lachte er, ihm die Blätter hinwerfend. "Und hüten Sie sich," fügte er hinzu, "die Papiere aus der Hand zu geben, bevor Sie nicht den Preis in der Hand haben. Also hören Sie!"

Ganz Ohr, neigten die Brüder erwartungsvoll das Haupt. Und mit leiser Stimme hob Grosjean an: "Wie Sie aus den Schriftstücken wissen, bestand zwischen den beiden Fabrikvorstehern ein Uebereinkommen, laut dessen Beide hinsichtlich des Geschäftes gleiche Rechte besaßen. Was Sie aber nicht wissen, ist, daß der Eine den Andern, um sich ihn vom Halse zu schaffen und alleiniger Besitzer der Fabrik zu werden, in den letzten Tagen der Kommune fälschlich denunzirte und damit dessen Festnahme und Verurtheilung bewirkte, die allerdings, was der Angeber wohl gehofft hatte, anstatt der Deportation die Todesstrafe hätte bedeuten können, da ja damals mit den Kommunarden nicht viel Federlesens gemacht wurde. Das Haarsträubende dabei ist, daß der Denunziant selbst die That verübt hatte, als deren Urheber er den von ihm Angegebenen hinstellte..."

"Und diese That?" leuchtete Ephraim nach einem flüchtigen Seitenblicke auf den Bruder.

"Oh, es stand noch ein Anderer im Wege, der beseitigt werden mußte, und das war der Notar, in dessen Amtslöke die Originalakten verwahrt wurden. Sie errathen, was geschah..."

"Man entwendete die Papiere und ermordete den Notar," errieth Ephraim.

"Sie scheinen das fast natürlich zu finden," lachte der Salonnomade. "Nein, er steckte das Haus in Brand, in dem der Notar wohnte, und mit den Akten verbrannte der Notar, so daß..."

"Dann könnte ihm ja aber an unseren Papieren wenig gelegen sein," unterbrach ihn Ephraim ängstlich.

"Und ich behaupte, ihr Werth wird durch das Angeführte um das Dreifache erhöht. So lange nicht die Verjährung eingetreten ist, und von dem Zeitpunkte trennen uns noch lange Jahre, hängt über dem Haupte des Schuldigen das Damoklesschwert der Justiz. Denken Sie sich, die Sache kommt von Neuem auf's Tapet, die Schuldlosigkeit des Verurtheilten wird erwiesen und gegen den wahren Thäter die gerichtliche Untersuchung eingeleitet... müssen da nicht, in Ermangelung direkter Beweise, Schriftstücke wie die, welche Sie in Händen haben, den Richter von der Schuld des Angeklagten fast überzeugt sein lassen?"

"Das ist einleuchtend," sagte Ephraim munteren Tones, während Jakob beifällig mit dem Kopf nickte.

"Also vergessen Sie ja nicht, bei der Unterhandlung den Punkt im rechten Augenblicke gehörig hervorzuheben! Sie werden damit Wunder verrichten."

Fast vergnügt schlürften Jakob und Ephraim Weimer ihren Kaffee, den sie noch nicht angerührt hatten.

Beim Erwähnen der Brandlegung thun Sie, als hätten Sie selbst derselben angewohnt, das kann nicht schaden. Auch des anonymen Briefes können Sie erwähnen, mittelst dessen die Denunzianten gegen ihr Opfer vorgingen. Bringen Sie ferner im Gespräch irgendwo geschickt den Namen Jules Barrois an..."

"Ach, der Bravourer!" lachte Ephraim. Er lachte wieder.

"Und frühere Mordbrenner, ja; der Sündenbock meines Sonntagswirthes. Thun Sie überhaupt gegen diesen, als wüßten Sie um Alles. Ein paar Hammerschläge wider die Gewissensspalte können nur nützen. Führen Sie auch den sechsundzwanzigsten Mai an; an dem Tage geschah das Unglück..."

In der dunklen Laube ward es plötzlich noch dunkler. Ein breiter Schatten fiel herein. Es war Jules Barrois.

Der Salonnomade erhob sich. Mit einer leichten Verbeugung reichte er erst Ephraim, dann Jakob die Rechte. "Es freut mich unendlich, meine Herren, Ihre werthe Bekanntschaft gemacht zu haben. Auf Wiedersehen!"

Er schritt hinaus und Barrois ließ sich auf seinen Stuhl nieder.

"Die Herren erwarten nicht mich, ich weiß es," hob der Vierstörige an. "Aber ich komme an meines Freundes Godard Statt, in seinem Namen."

"Ach so!" versetzte sich in die Brust werfend, Jakob Weimer. "Wir dachten schon, es sei dem Herrn Godard an dem Geschäft nichts gelegen, und wollten uns ihm entfernen."

"Das heißt," verbesserte Ephraim, "wir sind nicht in der Lage, uns lange in Paris aufhalten zu können, und reisen bereits übermorgen."

"Hm, hm, das ist freilich bald," brummte der Kleinrentner. "Indeß, um auf das Geschäft zu kommen und nicht eine kostbare Zeit zu vergeuden, wollten Sie mir wohl sagen, worin das Geschäft, das Sie mit meinem Freunde Godard abschließen möchten, besteht?"

"Es handelt sich um gewisse Papiere," sagte Ephraim überrascht.

"Aha, ich verstehe, um eine Bestellung von farbigen Papiertapeten."

"Ganz und gar nicht. Um die Papiere, die vor dem Tode Collin's, Jacques Collin's, aus seinem in unserm Besitz übergegangen sind. Sie haben ja die Geschichte mit angehört."

"Collin's, wollten Sie sagen," warf Barrois ein. Ephraim ward im Gesicht puterroth. "Ja, ich kann mich," stotterte er, "das heißt, ich beging eine Verwechslung."

"O, eine ganz unbedeutende," lachte der Kleinrentner. "Was liegt an dem Namen? Collin ward von Kanakun umgebracht, das ist der Kapitalpunkt. Die Papiere haben also für uns nur noch einen geringen Werth. Wir würden uns auch gar nicht weiter darum bekümmern haben, wenn wir nicht so gar vorsichtige Leute wären."

"Und wenn nun," warf Ephraim ein, "Jacques Collin noch am Leben, Herrn Godard plötzlich sich vorstellte und Rechenschaft von ihm forderte?"

"So bekäme er höchst wahrscheinlich keinen rothen Bart, denn das sehe ich Ihnen an, die Papiere würde er von Ihnen nicht bekommen."

"Oh, eh, man kann nicht wissen," brachte Jakob vor. "Er ist somit noch am Leben... Nun, wir dachten es uns. Und worin bestehen die Papiere, die Sie so gern los werden möchten?"

"Wer sagte Ihnen das?" fragte Ephraim gereizt. "Der sagt Ihnen denn, daß wir sie überhaupt hergeben wollen? Die Papiere sind unter Brüdern eine halbe Million werth. Aber wir sind keine Kanaken, und sie..."

Ephraim hielt verlegen inne; Jakob hatte ihm seitlang einen warnenden Puff mit der Faust versetzt.

"Und wer sagt Ihnen denn," fragte Barrois frohlich, "daß wir für Ihre Papiere nur einen Sou ausgeben wollen? Ich frage, was es für Papiere seien?"

"Es ist eine notariell beglaubigte Vertragsurkunde mit einem Brief, in dem Herr Godard die Theilhaberschaft seines alten Freundes anerkennt."

"Aber die Urkunde ward nicht amtlich eingetragen, und..."

"Sie ist in bester Form abgefaßt und beglaubigt. Wenn sie nicht registriert wurde, so lag das an den Zeitverhältnissen. Beim Ausbruch des Krieges ist Manches halbwegs liegen geblieben, was nachträglich für vollkommen gültig erkannt wurde."

"Darf man sich die Papiere einmal ansehen?" Ephraim reichte ihm die mit Bleistift beschriebenen Blätter.

(Fortsetzung folgt.)

Ein isländisches Dorf.

(Bild S. 153.)

Unser Bild führt uns in jene unwirthlichen Regionen Islands, wo die sogenannte Jökul, mit ewigem Schnee bedeckt und von Gletschern umlagerte Berge, sich erhebt, wo der eiserne Wille über die moosbedeckten Höhen rast und kaum noch der einzige Baum Islands, die Bogelbeere, ihr Leben zu fristen vermag. Dort liegen eine Anzahl jener isländischen Dörfer, wie unter Illustration ein solches zeigt, wenn man die wenigen, aus Fels-

Wägen und rohen Balken erbauten und mit isländischem Moos bedeckten Steinhütten so nennen darf, die den Bewohnern nur unzureichenden Schutz gegen die elementaren Gewalten bieten. In dieser Gebirgswelt trägt Alles einen düster-ernsten Charakter, auch der Mensch. Es sind ernste, gottesfürchtige Leute, die hier leben und wohnen und mit Elendhierge, Viehzucht oder Weberei ihr Leben fristen; sie liegen aber auch in stetem Kampf mit den umgebenden Naturgewalten, mit den undurchdringlichen Nebeln und den Schneestürmen des isländischen Winters, mit dem kalten Klima, das hier während des ganzen Jahres andauert. Es läßt sich wohl begreifen, daß sich hier oben der Menschengestalt jene düstere, schwermüthige Götterlehre zugesammenträumte, wie sie uns in dem alten Sagenbuche, „Edda“ genannt, aufbewahrt worden ist und die in der Götterdämmerung, dem Untergang aller irdischen Geschlechter, ihren tragischen Abschluß findet. Jene Zeiten, in welchen die alten isländischen Stämme ihre Eddalieder sangen, sind vorüber, aber wie die Natur die gleiche geblieben, wie auch heute noch die winterliche Stille fast nur durch das Heulen der Wäse und das Donnern abstürzender Lawinen unterbrochen wird, so auch der Isländer derselbe geblieben und hat sich den schwer-müthigsten Zug in seinem Wesen bewahrt.



Die höchsten Berggipfel der Erde.

Es ist ein natürliches Interesse, das wir denjenigen Erhebungen des Bodens entgegenbringen, welche am weitesten in den Luftkreis hinaustragen; allein die Kenntnis von den Riesen der Bergwelt liegt hinter dem Interesse noch ziemlich weit zurück. Man hat Ursache anzunehmen, daß die höchsten Berge sich im Himalaya-Gebirge befinden, allein auch im Norden desselben gibt es Berge von ungeheurer Ausdehnung, welche Gipfel von fast gleicher Höhe wie die höchsten Gipfel des Himalaya enthalten. Im Großen und Ganzen jedoch sind wir über sie wenig unterrichtet. Im Anfang dieses Jahrhunderts war selbst die große Höhe der Himalaya-Gipfel noch unbekannt. Erst im Jahre 1820 begann man in Europa zu berichten, daß dieselben die Höhen der Nordamerikagipfel mit überträfen und daß auf dem Plateau von Tibet schöne Weiden und üppige Kornfelder in Höhenlagen angetroffen worden wären, welche die des Montblanc beträchtlich überstiegen. Bis zur Vermessung des Dhaulagiri wurde der Chimborazo als der höchste Gipfel der Erdoberfläche betrachtet. Eine Zeit hindurch galt dann der Dhaulagiri als der höchste bekannte Berg, hierauf wurde der Annapurna noch höher gefunden, aber auch dieser wurde bezweifelt. Während der Vermessung Indiens in den Jahren 1845–50 gelangte der Mount Everest zur Ehre, für den höchsten aller Berge erklärt zu werden und gilt nunmehr immer noch das. Inwiefern diese Würde ihm sicher ist, wird aus folgenden Mittheilungen hervorgehen, die einem Aufsatze von Kohnen in der Zeitschrift „Aus allen Welttheilen“ entnommen sind: Mount Everest ist an der Nordgrenze Nepals gelegen und die Wäse, durch welche seine Lage und seine Höhe bestimmt worden sind, sind in einer Entfernung von 100 englischen Meilen und darüber von dem Berge genommen, da die Regierung von Nepal die Vermessung des Landes für eine solche Operation verweigerte. Dadurch erlitt die Sicherheit der Vermessung Einbuße, da auf solcher große Entfernung die Ungenauigkeiten nicht zu vermeiden sind; erscheint doch der 29,002 Fuß hohe Gipfel von Mount Everest doch nur wenige Grade über dem Horizont. Von solcher Entfernung aus ist der Berg im Osten, Westen und Süden gesehen worden; die Nordseite hat noch kein Europäer erblickt, geschweige denn betreten, denn die Tibeter sind noch exklusiver als die Nepalesen und wehren jedem Fremden den Eintritt. Der Annapurna ist jetzt als der dritthöchste Berg zu betrachten, da er auf 28,156 Fuß hoch bemessen wurde. Er kann leicht von einer Station der Eisenbahn Kalkutta-Darjeeling besichtigt werden; doch ist auch Niemand zur Spitze, ja, noch Wenige sind bis an seinen Fuß gelangt, da die Terrainschwierigkeiten zu groß sind. Dhaulagiri, auf 26,626 Fuß bestimmt, wird jetzt für den viert-höchsten Berggipfel gehalten; er liegt in Nepal, vielleicht zum Theile in Tibet, und ist daher noch unnahbar. Der fünfhöchste Berg ist Kanga Parbat mit mehr als 26,000 Fuß; er liegt an der Grenze im Nordosten des Gebietes des Maharajah von Kashmir und ist von der Stadt Srinagar überraschend dar. Er ist unbetreten; die Abhänge und Abgründe der nördlichen Seite weisen als einzig an Höhe und Pracht geschildert; der Indus, welcher den Kanga Parbat im Norden bespült, liegt nur 3000 Fuß über dem Meeresspiegel, und so kann das Auge im Anblicke nahezu 24,000 Fuß hoch wunderbare Schneekronen Klippen erschäuen. 150 englische Meilen ostnordöstlich von Kanga Parbat befindet sich ein unbenannter Berg von fast gleicher Höhe mit dem Mount Everest, da er 28,278 Fuß hoch sein soll. Er ist sonach der zweit-höchste Berg der Erde, und doch liegt er inmitten ungeheurer Abgründe und so weit ab von allen Verkehrsstraßen, daß ihn als die einzigen Europäer wohl nur die Beamten der Vermessungs-kommission gesehen haben. In seiner Nähe erheben sich Wäse-bergen und Gushetdrum mit 25,676 und 26,400 Fuß Höhe und zahlreiche andere Gipfel von 22–25,000 Fuß. Die allgemeine Situation der nördlichen Provinzen des Gebietes des Maharajah von Kashmir ist größer, als die irgend eines Gebietes in Indien. Die Wäse in den Gebirgsketten derselben sind mehr als 19,000 Fuß hoch; viele mehr als 18,000 Fuß hohe Wäse werden auch anderwärts allgemein begangen und von beschränkten Thieren über-zogen. Es ist daher einleuchtend, daß das Himalayagebirge über die angrenzenden Ketten an vielen Stellen bis zu einer großen Höhe dem Bergsteiger keine nennenswerthen Schwierigkeiten bietet. Hier wäre Bergsteigen ein großes Terrain eröffnet.

Das Leben der Kalmücken.

Ein Korrespondent der Petersburger „Now. Wremja“ berichtet über das Leben der Kalmücken am schwarzen Meere Folgendes: Die Kalmücken sind das reinste Volk von der Welt. Der ewig lächelnde, stets zufriedene Kalmücke führt ein ganz ent-fehlendes Leben. In seiner Kibitze Schmutz und Armuth und außer-halb der Kibitze — Arbeit im Wasser, sowohl im Sommer als auch im Winter. Das geistige Leben der Kalmücken ist ein un-glaublicher Anachronismus in unserem Jahrhundert. Der Kalmücke glaubt fest wie ein Kind an die Heiligkeit seines Priesters, Giljun genannt, der das Volk ausjaugt, und an die Heiligkeit seiner Klöster, die sich stetig bereichern und in denen die Priester erzogen werden. Die Eltern haben das Recht, ihr Kind dem Priester-hause zu weihen; sie thun das, indem sie ihrem Kinde eine rothe Kappe aufsetzen. Sowie dieß geschehen ist, ändern die bisherigen Spielgenossen des „Geweihten“ diesem gegenüber ihr Betragen; sie scherzen und lachen nicht mehr mit ihm, sondern grüßen ihn ehrfurchtsvoll. Im Alter von 12 bis 14 Jahren wird der auf diese Weise Geweihte dem Kloster übergeben, wo er in der Theo-logie unterwiesen wird. Mit dem fünfundsingzigsten Jahre hat er gewöhnlich den Rufus beendet und verläßt dann das Kloster als wohlberechtigter Giljun, das heißt als Priester, Arzt und Wahrjäger. Dem Giljun gefällt das Pferd eines andern Kalmücken. Er tritt auf ihn zu und sagt ihm: „Siehe zu, mein Freund, dieses Pferd wird dir viel Kummer und Unglück bringen!“ Der Kalmücke erbleicht, steigt vom Pferde und übergibt das Pferd dem Giljun mit den Worten: „Nimm mich vom Unglück!“ Ein anderer Kalmücke erkrankt. Der Giljun wird gerufen und spricht, nachdem er die Wäse auf dem Herd oder das Wasser in einem Gefäß aufmerksam betrachtet, zum Kranken: „Bruder, diese Krank-heit hast Du von Deinem werthvollen Stier!“ Der Stier wird sofort dem heiligen Arzt überliefert. Stirbt ein Kalmücke, so fällt sein Hab und Gut nicht seinen Kindern, sondern dem Giljun und dem Kloster zu. Es ist daher nicht wunderbar, daß dieses Volk so furchtbar arm und unwissend ist; wunderbar ist nur, daß die offiziellen, über die Kalmücken eingehenden Kuratoren bis jetzt diesem Mißstände ihre Aufmerksamkeit nicht geschenkt haben und das Volk vor einer solchen groben Ausbeutung nicht schützen.



Anekdoten und Witze.

Der linke Maler.

Der Marquis de l'Estorade war zu seiner Zeit der schönste Mann in Paris und Offizier der Mousketeiere. Er wurde seiner Adonisgestalt wegen allgemein bewundert, war ein Liebling der Damen und hatte natürlich selbst von seiner unwiderstehlichen Schönheit die höchste Meinung. Eines Tages befand er sich in der Kirche in der Mittagsmesse und war durch ein Ungefall in die Mitte der dichtesten andächtigen Menge gerathen. Plötzlich fühlte er von der Seite ein so eigenes Drängen, daß er sich unwillig gegen den Drückenden umwandte. „Wollten Sie, mein Herr,“ begann dieser sofort ihn anzusprechen, „nicht die Güte haben, Ihr Gesicht einige Minuten nach der andern Seite zu wenden?“ „Warum das, mein Herr?“ „O, ich bitte, verlangen Sie das nicht zu wissen!“ „Nicht zu wissen, weshalb ich mein Gesicht nach der andern Seite wenden soll? Ich finde das kurios, mein Herr!“ „Es ist ein Geheimniß, mein Herr!“ „Geheimniß oder nicht! Reden Sie endlich, was soll es?“ „Nun denn, mein Herr! Eine schöne Dame wünscht in aller Stille Ihr Porträt zu haben, und der Maler, der mit dessen Aus-führung betraut ist, sitzt dort oben auf der Empore hinter Hand. Ich bin kein Geheiß und er erteilte mir eben Wink, Sie zu der für die Aufnahme vorthelhaftesten Stellung zu veranlassen.“ Der geheimnißvolle Marquis zweifelte um so weniger an der Wahrheit dieser Angabe, als er wirklich auf dem bezeichneten Platze der Empore einen wohlgekleideten Mann sah, welcher die Augen unterwandt auf ihn hestete und über ein Papier eine Blei-feder bewegte. Voller Entzücken, abermals eine Eroberung ge-macht zu haben, gibt er sich also alle Mühe, unverrückt in der gewöhnlichsten Stellung zu verbleiben. Nach einigen Minuten flüster-te ihm sein Nachbar zu: „Den schönsten Dank, mein Herr! Geniren Sie sich jetzt nicht weiter! Es ist geschehen!“ „Ah, mein Herr!“ antwortete der Marquis, „das nenn' ich einen linken Maler!“ Der Gefülße des Malers verliert sich im Gedränge, der Maler selbst verschwindet von der Empore, aber der Marquis, der nach seiner goldenen Dose greifen will, vermißt nicht nur diese, sondern auch Bürste, Uhr und Wäsemodell. Schlaue Taschendiebe hatten seine Eitelkeit benützt, ihn mit leichter Mühe zu bestehlen.

Königin Elisabeth von England sah einst einen ihrer Lieblinge mit sehr ernsthafter Miene im Parke spazieren. Sie rief ihm rufend zu: „Woran denkst ein Mann, wenn er an nichts denkt?“ „An die Versprechungen einer Frau,“ entgegnete er. „Out,“ entgegnete die beleidigte Königin, „ich will nicht mit Dir streiten, aber vergiß Dein Wort nicht.“ Nach einiger Zeit bat er sie um die Ernennung zum Pair und erinnerte sie, daß sie ihm diese versprochen habe. „Ah,“ entgegnete sie, „das waren die Versprechungen einer Frau,“ und er erhielt die Würde wirklich nicht.

Aströmische Aufschrift.



Auflösung des Bilderräthfels Seite 131:

Verbrich den Kopf dir nicht zu sehr,
Verbrich den Willen, das ist mehr.

Logogriph.

Ist's doppelt bei dem Schöps zu finden,
Rann's eine Waffe auch verstanden;
Das erste Zeichen weg vom Wort,
Fliegt es mit leichtem Fluge fort.

Auflösung der Charade Seite 131:

Kirchweih.

Gleichzeitig mit dieser Nummer wurde ausgegeben die vierte Nummer des dreizehnten Jahrgangs

„Deutschen Romanbibliothek“.

Abonnementspreis:

in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark pro Quartal,
in 14-tägigen Heften nur 35 Pf. pro Heft.

Wir beginnen den neuen Jahrgang mit zwei ungewöhnlich fesselnden Romanen aus der Feder beliebter Autoren:

„Die schöne Wienerin“ von Hieronymus Lorm.
„Der Adjutant der Kaiserin“ von Gregor Samarow.

Diesen Dichtungen werden zunächst folgen:

„Die tolle Braut“ von Eugen Salinger.
„Die Lehnjungfer“ von Emile Erhard.
„Erlachhof“ von Ossip Schubin.
„Zu spät geliebt“ von Gräfin M. Reysferling.
„Daniela“ von B. Gulot.
„Am Berge Arta“ von Freiherrn v. Suttner.
„Der Seg zum Glück“ von Karl Trenzel.
„Camoes“ von Adolf Stern.

Aus der neuen deutschen Lyrik wird auch ferner sorgsam das Beste ausgewählt und durch ein kleines Feuilleton dem Blatte ein weiterer Reiz verliehen werden.

Und das Alles zu einem beispelloso billigen Preis, denn der Abonnent auf die „Deutsche Romanbibliothek“ bekommt in einem Viertel-jahre den Inhalt von mindestens sechs Romanbänden üblichen Umfangs für nur 2 Mark, er bezahlt also für den Inhalt eines Romanbandes, der sonst zum wenigsten 3 Mark kostet, nur etwa 30 Pfennig! — und erhält so in schöner Ausstattung die

neuesten Romane der ersten deutschen Schriftsteller

als sein Eigenthum beinahe um den Preis der Gebühr für das Lesen in der Bibliothek.

Auf den dreizehnten Jahrgang der „Deutschen Roman-bibliothek“ wolle bei derselben Buchhandlung oder Postanstalt abonnirt werden, von welcher man die „Illustrierte Welt“ bezieht.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberger.

Kleine Korrespondenz.



Dra. Ingenieur A. Fielt zu Hamburg. Prof. Sarr und Ingenieur Bomer haben ein Verfahren erfunden, Eisen mit einer Schicht magnetischen Eisenoxyds zu überziehen, wodurch es vor dem Rosten geschützt wird, besser als dieß vermittelst Anstrich und Emaille geschehen kann.

Hrl. C. S. in D. Ist und zu drucken unmöglich gewesen. In den Biographien von C. Curtius finden wir darüber nichts.

Hrl. J. Gaultig in Mannheim. Das Gas heißt Stidhoff-orydul und wird aus salpetersaurem Ammoniak bereitet. Nie ohne Gegenwart eines Arztes.

A. R. in B. Gut gedacht, aber die Reime wollen uns nicht zwangs-los genug vorkommen.

Hrl. J. Gabler in Hannover. Sie werden Spectator meinen, einen Kampfgesellen Andreas Hofer's. Immermann's Drama „Andreas Hofer“.

Hrl. B. Rettig in Berlin. Derbst heißt hier in Süddeutschland speziell Weinlese. So spricht man von einem Heilbronner Herbst etc.

Hr. M. G. in T. Dieser Artikel befindet sich im Jahrgang 1874 unseres Journals. Wenn Sie diesen Jahrgang noch nicht besitzen, so können Sie sich denselben auf sehr wohlfeile Weise erwerben, denn er ist jetzt im Preise ermäßigt und kostet broschiert nur noch 3 Mark.

Wichtige Lösungen von Rebus, Charaden, Räthseln etc. sind uns zugegangen von Hr. Amalie Gold, Bernburg; Lorenz, Röhren; Rosa Rah, Rain; Margarethe Forster, Chemnitz; A. Johann, Anna Tröster, München; Karoline Altmann, Mannheim; Vertha Paul, Stettin; Elise Krey, Bromberg; Frau D. Leben, Nördlingen; Dr. M. Sachs, Völs; J. Rahn-Deer, Hallau; A. Heller, Innsbruck; E. Stöckel, Dessau; H. Hepe, Götting; Wilhelm Stata, A. Wolf, Elberfeld; G. Wartensleben, Posen; J. Gangel, Leipzig; W. Hamker, Barmen; E. Schuler, Halle; M. Mann, Berlin; H. Dobmann, Karlsruhe; J. Hyronimie, Ulm.

Hr. J. G. in G. Ihr Grund hat sich geirrt. Die Deutsche Verlagsanstalt stellt keine Visitenkarten her.

Feines Mäuschen in G. Verleihen in seinem Reismehl aufbewahren. Der Geruch theilt sich diesem mit.

Abonnent J. B. in Köln. Am besten durch den A. Carl-Lieben'schen Verlag in Wien zu beziehen.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Frau Anna B. in J. Wir sind prinzipiell gegen jegliche Anwendung von Arzneien für Säuglinge. Die einzig richtige Medizin für ein kleines Kind ist Muttermilch. Ganz besonders schädlich aber wirken selbst die leichtesten Abführmittel auf die zarte Magen- und Darmmuskulatur des Kindes. Auch Zuckerwasser, insbesondere der so beliebte Mannafixtrupp, verderben den Magen und geben Anlaß zu übermäßiger Säure- und Bilddung. Gegen Verstopfung der Säuglinge und damit einhergehende Leibschmerzen (Kolik) verordnen wir ausschließlich passende warme Umschläge und Einreibungen des Unterleibs, sowie lauwarme Einspritzungen von reinem, weichem, abgekochtem Wasser (circa 26 bis 27 Grad Réaumur). Man nehme hierzu eine gute Spritze von circa 150 bis 200 Kubikcentimeter Inhalt, welche mit einem weichen Darmröhrchen von Gummistoff versehen ist, damit den zarten Theilen des Kindes kein Schaden zugefügt werde.

Dr. St.

Ankündigungen.

Die 5mal gepaltene Nonpareilseife oder deren Raum 1 Mark.

Schwarz und Weiß seidener Atlas Nf. 1. 23 Pf.
per Meter bis M. 16. 80 Pf. (in je 18 verschied. Qual.) versendet in einzelnen Rollen und ganzen Stücken sofort in's Haus das Seiden-Fabrik-Depot von G. Hennberg (Rheinl. und Kaiserl. Hoflieferant) in Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto nach der Schweiz.

Ulmer Dombau-Lotterie.
Hauptgewinn 75000 Mark Baar.
Zwei Mark 3.25 Porto und 10 Pf. 30 Pf.
10 Lose 30 Mark. (Ausl. 40 Pf.) versendet
A. Fuhse, Mülheim (Ruhr).
Briefm. aller Länder nehme in Zahlung.

Schönschrift gratis. Unterricht und
Zertifikate event. Kollektium erhalten der
"einfache" "kompl."
"Correspondenz" "Rechnen" "Buchführung" "Comptoir" "Kunde" etc. etc.
Schön- "Schön-"
"nach der" "neuesten"
"besten" "Methode"
"Adresse" "garantirt" "wie folgt":
"Erstes kaufmännisches Unter-
richts-Institut, Abtheilung für
briefförmigen Unterricht in Wien."
"Prospectus, Probierhefte sowie Probier-
kassette gratis und franko."

Doornkaat,
alter Wacholderbrandwein officiell anerkannter
Brennart, in Originalflaschen à M. 1. 50 Pf.
ab Dresden, ein der Verdauung höchst zuträ-
gliches Getränk, empfiehlt die Dampfbräuerei
und Eisenerfabrik
Woldemar Schmidt, Dresden
gegründet 1843. 266

Engros **L. Brockmann Export**
Berlin W., 97 Leipzigerstr.
Spezialitäten: Talmiketten u. Talmi-Bijou-
terien, Brillen u. Pincenez, Puppen u. Spiel-
waren.

Panzer-Uhrketten
von echt Gold nicht zu unterscheiden.
5 Jahre schriftliche Garantie.

m. 18kar. Gold
vergold.
Garantieschein: Den Betrag dieser Uhr-
kette zahle ich zurück, falls dieselbe inner-
halb 5 Jahren schwarz wird.
Jede meiner Garantie-Panzerketten ist, um
vor unliebsamen Nachahmungen bewahrt
zu bleiben, m. nebenstehender
Schutzmarke gesetzlich geschützt u. abge-
stempelt.
Meerschmuggelpfand. Lederwaren.
Illustrirte Preisliste gratis und franko.
Für Wiederverkäufer komplette Engros-
Preislisten. 232

J. BRANDT & G. W. NAWROCKI
besorgen & verwerthen
PATENTE
in allen Ländern
BERLIN W.
124 Leipziger Str. 124

Neuester Romanverlag
der Deutschen Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger)
in Stuttgart und Leipzig.

Anfragen.

12) Wie kann man schwarzen, fuchsig gewordenen Barock wieder auffärben?

Antworten.

Auf 8): Betreffend Kitt für Aquariumglasplatten. Absolute Wasser-
dichtigkeit ist durch Verwendung des sogenannten Celfittes (Mennige mit
Leinöl zu einem dicken Brei angerührt) zu erlangen. Mein Aquarium
ist jetzt nach dreijährigem Bestehen noch unbedingt wasserdicht, und habe
ich beim Einfügen der Glasplatten folgendes Verfahren angewandt, welches
sich vorzüglich bewährt hat. Die Ränder der Glasplatten habe ich mittelst
Schmirgelleinen so weit rauch gemacht, wie sie mit dem Kitt in Berüh-
rung kommen, dann habe ich dieselben mit Celfarbe (Mennige und Leinöl)
angestrichen, welchen Anstrich ich zugleich dem Aquariumgestell (Schmiede-
eisen) durchweg gab. Nach dem Trocknen dieses Anstriches belegte ich
die Winkel des Gefäßes, in welche die Glasplatten sich mit den Rändern
einlegten, bis mit dem Celfitt und drückte die Glasplatten an, so daß
der überschüssige Kitt herausquoll, mit welchem ich die Ecken ausfüllte.
Nach Hartwerden des Kittes (circa acht Tage) habe ich das Aquarium
gefüllt, und bis heute, also nach drei Jahren, ist mein Aquarium noch
absolut wasserdicht.
D. R. in Sinn.

Redaktion: Hugo Rosenthal-Vonin in Stuttgart.

Inhalts-Übersicht.

Text: Die Hochkapler, Roman von Hans Wachenhausen. Fortsetzung. —
Auf dem Fischmarkt in Honfleur. — Karl Müllers, der Schöpfer des "Vettel-
huben". — Die Sperrmaße, von Dr. Eduard Reich. — Zeitsregeln. —
Die große Expedition, Roman von Karl Wed. — Die Cholera in Neapel. —
Ein schändliches Verbrechen in St. Louis. — Wege um Auge, Erzählung von
Friedrich Carl Petersen. Fortsetzung. — Ein isländisches Dorf. — Aus Natur
und Leben: Die höchsten Berggipfel der Erde; Das Leben der Ralmassen.
Humoristische Blätter. — Altromische Inschrift. — Logograph. — Kleine
Korrespondenz.
Illustrationen: Die Hochkapler: Frau von Kerkowen — Helke Eichenburg
nach dem vord. — Die Cholera in Neapel, Zeichnung von G. Matania.
Auf dem Fischmarkt in Honfleur (Normandie), Zeichnung von J. Genvein.
Kapellmeister Karl Müllers, Operntrompeter. — Schändliches Verbrechen in
St. Louis. — Ein isländisches Dorf, Zeichnung von Carl Sedow.

Pianos

in neu konstruierter Eisenkonstruktion ohne Distanzriegel-Unterbrechung mit großartigem
Ton und höchster Stimmhaltigkeit empfehlen bei ganz soliden Preisen auf Bar und Abzahlung.
Preisverhältnisse gratis und franco.

Hermann Heiser & Co., Berlin NW., Dorotheenstr. 11.

Emser Catarrh-Pasten.

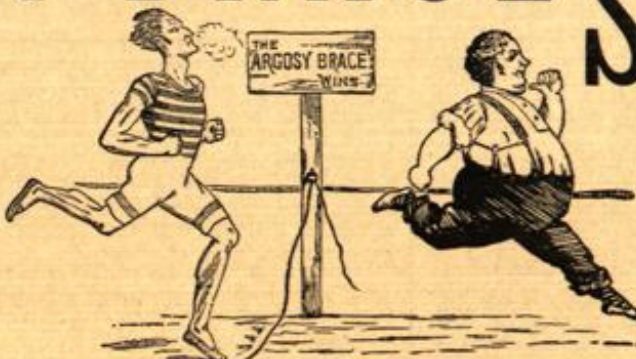
Mit den natürl. Salzen der Emser Heilquellen bereitet. Vorräthig bewahrt bei allen Catarrhen
des Halses und der Athmungsorgane. Preis per Schachtel 75 Pf.
Zu haben in den Apotheken. Versandt in jeder Quantität nach Orien, in welchen
sich keine Depots befinden, durch die **Emser Catarrh-Pasten-Fabrik in Bad-
Ems.**

ARGOSY BRACES

In jeder Herren-Modewarenhand-
lung der Welt zu haben.
Dieselben sind elastisch, ohne
Gummi zu enthalten, und schmiegen
sich jeder Bewegung des menschlichen
Körpers an. Die einzigen Hosenträger, mit
denen es unmöglich ist, einen Knopf abzu-
reißen.

WARNUNG! Irgend welche Hosenträger, an
denen Knopflocher aus Schnüren angebracht sind,
werden als eine Verletzung des Argosy-Patentes
betrachtet, und die Verkäufer werden gewarnt,
sich mit solcher Waare zu befassen. Es würden
sofort Schritte eingeleitet werden, um die legalen
Rechte zu wahren. Eine Verurtheilung ist bereits
beim Berliner Criminalgericht bewirkt worden.

Alleinige Agentur für den Engros-Verkauf der Argosy-
Hosenträger in Hamburg, Wilhelmstr. 38.



Sind die besten Hosenträger der Welt.



Zwanzigjähriger Erfolg!
Das bis jetzt bekannt, einzig wirkliche
sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist
Professor Dr. Robert's
Bart-Gezenger.
Garantie für unbefangenen Erfolg innerhalb
4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jah-
ren. Absolut unschädlich für die Haut. Dittreiter
Verfasser. Flacon à 2. 50. Doppel-Flacon à 4.
Allein echt zu beziehen von Giovanni
Gorghi in Köln a. Rh., Eau de Cologne-
und Parfümeriefabrik. 318



Spezialarzt Dr. med. Meyer,
Berlin, Leipzigerstr. 91, heilt auf briefliche Art alle Arten von **Unterleibs-, Frauen- und Haut-**
krankheiten, sowie **Schwäche, Rückenmarksleiden, Nervenerkrankung**, selbst in den hartnäckigsten
Fällen mit sicherem und schnellem Erfolge. 324



FÜR GARTENBESITZER
Carl Schlessmann, Hoflieferant,
Gartenanpflanzungsgeschäft, Kastel-
Mainz liefert franco u. gratis seinen
Illustr. Preisverzeichn. — Agenten ges.

Zur „Weinbereitung“ aus
Weintrauben, Rosinen, etc. etc. u. verjäh-
rten, sowie Färbung geringer Weine —
nach 20 Jahre. Selbstpreis, erl. Anleitung. Spe-
zialrezept. Katholikale etc. — bgl. für schmitt.
„Getränke“, äther. Oele, Essenzen; — Essig-
spirit, Natur- u. Kunstrechse, Nahrungs- u.
Genußmittel mit Rücksicht auf die Gesundheit.
Erwerbs-Katalog (für Jedermann
gratis u. franko).
W. Schiller & Co., Berlin O.
351 Populäres Polytechnikum.

Galvanische Niederschläge
von den in unseren Journalen „Neuer Land und
Meer“ und „Illustrierte Welt“ erschienenen Illu-
strationen werden fortwährend zum Preise von
10 Pf. 10. Quadrant-Centimeter abgegeben.
Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**
vormals Eduard Hallberger.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt
nebst seinen 4 werthvollen Separat-Beiblättern: „Illustrirte Welt“, „Ulrich“, belletristisches Sonntagsblatt „Deutsche Wochensche“, „Wit-
theilungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft“, u.
„Industrieller Wegweiser“. Bei reichem Inhalte u. geistiger Frische
die billigste deutsche Zeitung.
Abonnementpreis 3 Mk. 50 Pf. für November und December für alle 5 Blätter
zusammen bei förmlichen Post-Anstalten. Probe-Nummer gratis und franco.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten
wird der bis zum 1. November bereits erschienene Theil von
Hans Hopfens neuestem Roman
unter dem Titel „Zum Guten“, eine köstliche Geschichte aus Süditalien,
gratis und franco nachgeliefert.

Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger) in Stuttgart.

In unserem Verlage ist jedoch erschienen und durch die
Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Saxoborussen.

Roman

von
Gregor Samarow.

3 Bände. Preis gebunden M. 12. —; fein gebunden M. 15. —

Zum ersten Male ist in diesem Romane deutsches Studenten-
leben in einem großen Bilde geschildert. Der prächtige Hinter-
grund der Heidelberger Universität, auf welcher das Corpsleben
immer in höchster Blüte stand, verleiht diesem Bilde einen ganz
besonderen Reiz, wie ihm die politisch bewegte Zeit der badischen
Revolution eine erhöhte Bedeutung gibt. Der Dichter, welcher
zwar seine Gestalten dem berühmten Corps der Saxoborussen ent-
nommen, hat nicht bloß diese geschildert, sondern das volle Leben
der Universität zu einem farben- und figurenreichen Tableau ge-
staltet und neben dem jugendlich ledigen, aufbraunenden und über-
schäumenden Uebermuth des Corpslebens auch dessen ernste, my-
ralisch erziehende, für die Richtung des ganzen künftigen Lebens
bestimmende Bedeutung hervortreten lassen und ebenso neben dem
hohen Selbstgefühl, welches die akademische Jugend besonders im
Corpsleben entwickelt, auch die bereitwillige Unterordnung des eigenen
Willens unter die Befehle der freigewählten und anerkannten kor-
porativen Gemeinschaft ebenbürtiger Altersgenossen zum Verstande
gebracht. Das ist die hohe kulturelle Bedeutung dieser Dichtung,
welche den Leser im Uebrigen durch den Reichtum der Szenen,
die Lebenslust und Jugendfreude der Charaktere, die Anmuth ihrer
Frauengestalten und den freien Blick auf die Zeit großer Tage
unwiderstehlich fesselt und dem Romane den doppelten Werth
eines geistvollen Zeitbildes, wie eines köstlichen Unterhaltung-
buches verleiht.

25 Enorme Preisherabsetzung!
Bände gute Romane,
u. A. von Grabowsky, Ring,
Gofer, Raabe, Sandhoff,
Schmidt-Wehensfeld etc. in neuen,
ganz broschirten Exemplaren liefert zusammen
für nur 6 Mark!
Bestl. 50 Bde. f. 11 M. 100 Bde. f. 20 M.
300 Bde. 57 M. 500 verschied. Bde. 95 M.
Selmar Hahn's Buchhandlung,
Berlin S., Prinzenstr. 54.
Versandt geg. Einzahlung ab. Nachnahme.
Verzeichnisse werthvoller, lebendiger
Preise herabgegriffen Bücher gratis. 429

Das Neueste Beste
in
Richard Kändler
Optisch-
Physikalisches
Institut
Dresden
Laterna magica.

Harzkäse, echte, grobe, fein und
pikant, Postkisten, 3
Pfd. Inhalt M. 3.60 incl. franco gegen
Nachnahme.
Herm. Kasties junr. Harzburg.

BUREAU
für
PATENT
ANGELEGENHEITEN
BESORGUNG U. VERWERTUNG
VON PATENTEN IN ALLEN LÄNDERN
J. BRANDT, Civil-Ing.
BERLIN W. Königgrätzerstr. 41
am Potsdamer-Platz

100 verschiedene, garantirt echte Briefmar-
ken, i. B. Ägypten, Australien, Pa-
naba, Cap, Ceylon, Finnland, Spa-
nien, Türkei u. s. w. nur
Ferdinand Springer in Detmold. 60 Pf.